

Die Manager
Mores lehren

Ein Trainer für Führungskräfte
über die sogenannte Elite

Manche Führungskräfte verstehen es nicht, mit ihren Mitarbeitern zu kommunizieren. Alle können es besser lernen. Hier komme ich ins Spiel“, sagt Henryk Lüderitz. Der 38-jährige Niedersachse ist Business Coach für Führungskräfte. Spezialisiert hat er sich auf die Begleitung junger Führungskräfte. „Führungskräfte sind heutzutage jünger und unerfahrener denn je“, behauptet er. Dieser Entwicklung zufolge hätten sie beispielsweise nach ihrer Beförderung Probleme wegen ihrer ursprünglichen Rolle als gewöhnlicher Mitarbeiter. Lüderitz stellt außerdem fest, dass Macht Menschen verändert. „Es ist gefährlich, schon als junger Mensch mächtig zu sein“, sagt er. Bevor Lüderitz Business Coach war, konnte er eine typische Karriere mit zweitem Bildungsweg verzeichnen: Realschulabschluss, Ausbildung zum Kaufmann im Groß- und Außenhandel, Wirtschaftsfachabitur. Nach erfolgreicher Bewerbung bei Vodafone studierte er parallel Betriebswirtschaftslehre. Schon in der Probezeit wurde er befördert.

Fortsetzung Seite 2

In dieser Ausgabe

Sphärenmusik

Eine Musikerin benutzt bei Konzerten auch ein seltsames, elektronisches Instrument, Theremin genannt, für das Glissandi typisch sind. **Kult und Kultur, Seite 8**

Schau’n mer mal

Die digitale Überwachung boomt. Ein analoger Gegenstand hat sich aber bewährt, der den Alltag sicherer macht. Türspione sind immer noch beliebt. **Wirtschaft, Seite 5**

Es geht um die Wurst

Vegetarische Ernährung liegt voll im Trend. Kein Wunder also, dass die Nachfrage nach Gewürzen groß ist, die den Wurstgeschmack nachahmen. **Wirtschaft, Seite 7**

Familienfest

Drei Tage lang feiern Muslime das Ende ihrer Fastenzeit. Dabei naschen sie nicht nur, sondern besuchen Familie und Freunde. **Mensch und Gesellschaft, Seite 3**

Friedensmesse

Fußballfans singen in einer Kirche für ihren Verein Werder Bremen und für den Frieden zwischen den Religionen.

Sport und Spaß, Seite 11

© IZOP-Institut, Aachen

Vom Himmel hoch



Das Licht der Sterne kommt nicht nur aus weiter Ferne, sondern aus einer unvorstellbar weit entfernten Vergangenheit. Unserer Vorstellungskraft näher steht die von Mord und Totschlag geprägte römische Antike, die

man in der Trierer Gladiatorenschule wieder aufleben lässt. Auf andere Weise beschäftigt die Vergangenheit US-Soldaten, die im Irak in einem echten Kampfeinsatz waren.

Foto Norbert Junkes, MPIfR

Die Stille der Nacht war unerträglich

Ein ehemaliger US-Soldat über traumatische Erfahrungen beim Kriegseinsatz im Irak

Die Luft in Bagdad ist unerträglich heiß und stickig. Das Atmen fällt schwer. Tausende Soldaten der NATO sind im Einsatz. Einer davon ist der 34-jährige US-Soldat Sergeant First Class Mike Smith (Name geändert), der an einem frühen Morgen im März 2003 in einem größeren Militärjeep mit 20 Kameraden unterwegs zum Einsatzgebiet in Bagdad war. Die Soldaten sitzen in kompletter Kampfausrüstung dicht gedrängt nebeneinander. Die Kehlen sind trocken, und der Drang nach einem Schluck Wasser wird immer stärker. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Grundausbildung eine seiner schrecklichsten Erfahrungen, die Smith sammeln musste. Rund um die Uhr bereit sein zu müssen und bei jedem kleinsten Fehltritt ange-

schrien zu werden, war alltäglich. „Ich habe fast geweint, obwohl ich bereits ein erwachsener Mann war. Sie bringen dir Disziplin bei, um dich zu ihrer willenlosen Marionette zu machen, da bei einem Befehl nicht nachgedacht, sondern dieser befolgt werden muss.“ Mitten im Kriegsgebiet, weit weg von Zuhause, ist die Angst vor einem Anschlag groß. Jetzt waren sie in der Situation, für die sie ausgebildet wurden. Wird man in der Lage sein, das Gelernte im Ernstfall auch anzuwenden? Für Smith steht fest, dass man nie genug vorbereitet ist. Egal, wie viel man an Ausbildung absolviert hat, denn es kann immer zu unerwarteten Zwischenfällen kommen. „Ein US-Soldat zu sein“, erklärt Smith, „ist sehr paradox. Zunächst ist es ein Beruf mit routinierten Tagesabläufen. Die Uniform habe ich übri-

gens immer gerne getragen, weil sie mir ein gutes Aussehen verlieh, und ich fühlte eine starke Verbundenheit zu meinen Kameraden. Und dann gibt es die andere Seite – der Krieg, der mich körperlich und psychisch an meine Grenzen und darüber hinaus brachte.“ Auf die Frage, wie die Iraker den Einmarsch der US-Truppen seiner Beobachtung nach empfanden, überlegt Smith kurz. „Es kann gut sein, dass viele unsere Hilfe suchten, da sie Schutz und Sicherheit wollten. Andere verabscheuten uns. Heute weiß ich: Der Krieg im Irak war nichts weiter als eine Verschwendung von Zeit und Menschenleben. Es sind über 10 Jahre vergangen, seitdem ich im Irak war, doch die Situation hat sich nicht geändert, nicht einmal ein Stück.“

Fortsetzung Seite 2

Das Licht aus der Vergangenheit

Im Eifelort Effelsberg steht eines der weltweit größten schwenkbaren Radioteleskope

Es gibt Science-Fiction-Stories, die diesen sense of wonder haben“, begeistert sich Norbert Junkes. Schon als Kind interessierte sich der heute Sechsfundfünfzigjährige für Science Fiction, wie die Mars-Chroniken von Ray Bradbury oder Romane von David Brin. Auf Grund dieser Faszination entschied er sich zu einem Studium der Physik und Astronomie in Bonn. In seiner Doktorarbeit beschäftigte er sich mit der Frage, was mit den Überresten von Supernovae geschieht. Nach Postdoktorandenstellen in Sydney, Kiel und Potsdam bewarb er sich für eine

Stelle als Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und ist seit 1998 für die Öffentlichkeitsarbeit des Max-Planck-Instituts für Radioastronomie und des Radioteleskops Effelsberg zuständig. Der gebürtige Eifeler lebt in Meckenheim, von wo aus er das Institut in Bonn und das Radioteleskop in Effelsberg gut erreichen kann. In seinen Vorträgen bringt Junkes den interessierten Besuchern die unendlichen Weiten des Universums näher. Der riesige, weiße Metallkoloss, der aussieht wie eine überdimensionierte Satellitenschüssel, steht in einem unscheinbaren Tal in der

Nähe von Effelsberg, einem Ortsteil der Stadt Bad Münstereifel im Kreis Euskirchen. Mit einem Reflektordurchmesser von 100 Metern ist es eines der größten schwenkbaren Radioteleskope der Welt. Hier „lauschen“ Astronomen in den Welt- raum, um mehr über die physikalischen Gesetze unseres Universums herauszufinden. Insgesamt sind am Radioteleskop 40 Angestellte beschäftigt, davon sind die wenigsten Astronomen, sondern es gibt eine Mechanik-, eine Elektrik- und eine Systemgruppe zur Instandhaltung des Teleskops.

Fortsetzung Seite 2

Wer niemals
Rot sieht

Für Farbenblinde steckt der
Alltag voller Tücke

Welche Farbe ist das, Rot?“ fragt Finn Edelmann (Name geändert) seine Freundin, als sie in einem Bekleidungsgeschäft in Wiesbaden vor den T-Shirts stehen. Es ist eine Herausforderung für den 19-Jährigen, Farben voneinander zu unterscheiden, und somit fällt ihm auch das Kaufen von Kleidung in Geschäften schwer. „Ich bestelle meine Sachen lieber im Internet. Dort steht meistens, welche Farbe etwas hat, und ich kann besser wählen. Mehr Spaß macht es auch mit Freunden einkaufen zu gehen, die können mir behilflich sein, wenn ich frage.“ Kleidung kaufen ist aber nicht der einzige Bereich in seinem Leben, in dem seine Farbenblindheit ein Hindernis darstellen kann.

Finn, der zurzeit sein Fachabitur macht, hat eine Ausbildung zum Holzmechaniker absolviert, zu der es auch gehörte, Rahmen oder Ähnliches zu lackieren. „Einer meiner Arbeitskollegen und ich sollten einen Rahmen lackieren“, erinnert er sich lachend „dieser war durch Zufall auch farbenblind, was wir erst im Nachhinein herausfanden, und so griffen wir dann versehentlich zur grünen statt zur braunen Farbe.“ Das ist nur ein Beispiel für Schwierigkeiten im Berufsleben. So ist es für einen Farbenblinden fast unmöglich, eine Ausbildung zum Elektriker zu machen, da es in diesem Beruf viel auf die Farben der einzelnen Kabel ankommt und es bei falschem Verbinden lebensgefährlich werden kann.

Das Ganze fing schon in der Grundschule an, wenn die Kinder etwas Richtiges mit Grün und etwas Falsches mit Rot markieren sollten, „Ich weiß noch, meine Mutter hat alle meine Buntstifte beschriftet, damit ich in der Schule besser zurechtkam.“ Auch später an der Realschule oder an der Fachoberschule war und ist es teilweise nicht leichter, wenn die Lehrer an die grüne Kreidetafel mit bunter Kreide schreiben. Viele der Farben lassen sich nicht von dem Grün der Tafel unterscheiden.

Wenn Finn nach einem Schultag nach Hause kommt und sich etwas kochen will, muss er genau darauf achten, zum Beispiel Fleisch lange genug in der Pfanne zu behalten, um sich sicher zu sein, dass es durch ist. „Wenn das Fleisch von innen noch rosa ist, sehe ich das schlecht. Ich brauche dann meistens jemanden der mir das bestätigt.“

Auch wenn man denken könnte, dass Finn mit seiner Farbenblindheit viele Bürden im Alltag zu meistern hat, sagt er selbst, dass er gut damit zurechtkommt, da er es von klein auf nicht anders kennt. Auch sein Umfeld sieht es als ganz normal an, weil sie Finn nicht anders kennen. Die Menschen, die er neu kennenlernen, reagieren meistens mit Erstaunen oder Ungläubigkeit, wenn das Thema zur Sprache kommt. „Viele reagieren erstmal mit Fragen wie „Wirklich?“ oder fragen mich, welche Farbe Gegenstände haben. Einmal hat sogar jemand mit der Aussage „Oha! Wie cool!“ reagiert“, erzählt er belustigt.

Jessica Fitz
Friedrich-List-Schule, Wiesbaden

Impressum	12	Mensch und Gesellschaft	3	Schule und Beruf	10
Nachschlag und Nachlese	2	Jugend und Wirtschaft	4	Sport und Spaß	11
Kult und Kultur	8	Freizeit und Fernweh	9	Vermischtes	12

Die Stille der Nacht war unerträglich

Fortsetzung von Seite 1

13 Jahre nach seinem Aufenthalt im Irak ist Smith Ehemann und Familienvater. Nach 21 Jahren in der Army ist er Regierungsbeamter der Vereinigten Staaten. Von seiner Familie, die in der Nähe von Kaiserslautern lebt, ist er dadurch häufiger für mehrere Monate getrennt. Die Kriegeinsätze liegen lange zurück, dennoch hat die Vergangenheit ihn geprägt und auch verändert. „Ich wurde hellhöriger, da ich immer wissen wollte, was um mich herum passierte. Besonders wenn ich mit meiner Frau und meiner Tochter unterwegs war, beobachtete ich die Menschen um mich herum genauer. Oft bemerkte ich dabei die fragenden Blicke meiner Familie. Ich wollte irgendwann nicht mehr rausgehen, da ich mich nur zu Hause sicher fühlte.“

Seine Frau hingegen empfand die Veränderungen drastischer. „Er reagierte sehr aggressiv in alltäglichen Situationen und wollte nichts mehr mit uns unternehmen“, berichtet sie, „da er Angst hatte, es könnte zu einem Anschlag kommen und er uns nicht in Gefahr bringen wollte. Da er den ständigen Geräuschpegel im Kriegeinsatz gewöhnt war, wurde die Stille der Nacht für ihn unerträglich. Die ständige Geräuschkulisse des Fernsehers bot ihm eine Alternative, jedoch für mich eine unerträgliche Situation. Vor dem Kriegeinsatz war mein Mann ein offener und umgänglicher Mensch, danach verschlossen. Er ließ niemanden mehr an sich heran. Unsere Beziehung hatte sich dadurch sehr verändert, und nur mit Hilfe psychologischer Unterstützung konnten mein Mann und ich wieder zueinander finden.“ Flucht in Alkohol oder Drogen waren für Smith nie ein Thema, aber viele seiner Kameraden versuchten, damit ihre Kriegstraumata zu bewältigen.

Das Licht aus der Vergangenheit

Fortsetzung von Seite 1

In den 45 Jahren seines Bestehens gab es immer wieder technische Probleme. So musste im Jahr 1996 das komplette Teleskop mit einer Masse von 3200 Tonnen hydraulisch angehoben werden, da es Risse in der Tragschiene gab und diese komplett ausgetauscht werden musste. Das Teleskop wurde immer wieder technisch aktualisiert, sodass es heute noch zu den besten der Welt gehört. Die Empfänger sind so empfindlich, dass sie extrem schwache Radiosignale aus großen Entfernungen im Universum aufspüren können. Nur zum Vergleich: Ein Handy, das sich auf dem Mond befände, entspricht mit der von ihm ausgehenden Radiostrahlung der drittstärksten Radioquelle am Himmel.

Auf Grund der hohen Störanfälligkeit ist die Tallage des Teleskops entscheidend für präzise Messungen, da diese dort weniger von Elektrosmog beeinträchtigt werden. So konnte eine Kartierung des Wasserstoffs am gesamten Nordhimmel anhand der gemessenen Radiostrahlung vorgenommen werden. Das 64 Meter große Parkes-Radioteleskop in Australien führte entsprechende Messungen für den Südhimmel durch. So konnte eine Wasserstoffkarte des gesamten Himmels erstellt werden. Außerdem wurde mit dem Radioteleskop Effelsberg schon Wasserstoff in 11,3 Milliarden Lichtjahren Entfernung nachgewiesen.

Das Radioteleskop in Effelsberg beteiligt sich an Netzwerkmessungen, bei denen Teleskope über Kon-

Über eine Situation muss auch Smith noch oft nachdenken: „Bei einem Einsatz bin ich mit meinen Kameraden durch feindliches Gebiet gefahren. Plötzlich entdeckten wir in der Ferne ein Fahrzeug und Menschen, die den Anschein erweckten, als bräuchten sie Hilfe. Ich empfand die Situation als gefährlich, da ein Hinterhalt nicht ausgeschlossen werden konnte. Meine Kameraden versuchten mich vom Gegenteil zu überzeugen. Je näher wir dem Fahrzeug kamen, desto angespannter wurde die Situation. Man schrie mich hysterisch an, ich solle stehen bleiben. Doch ich hielt nicht an, da wir sonst leichte Beute gewesen wären. Den Fuß fest auf dem Gaspedal fuhr ich direkt auf das Fahrzeug zu. Dieses kam näher und näher, bis kein Ausweichen mehr möglich war. Das Gefährt wurde von unserem T 20-Panzer überrollt, jedoch wagte ich nicht, in den Rückspiegel zu schauen. Ich weiß bis heute nicht, ob es durch meine Entscheidung zum Verlust von Menschenleben kam. Aber einer Sache war ich mir damals sicher: Ich werde nach Hause kommen, koste es, was es wolle.“

Die Frage, ob es richtig war, dem Militär beizutreten, ist für Smith einfach zu beantworten. „Ja, ich wollte um die Welt reisen und in ein neues Leben aufbrechen. Auch habe ich im Militär Freunde gefunden, die mich mein ganzes Leben lang begleiten werden. Wäre ich nicht zur Army gegangen, wäre ich nicht in der Kleber-Kaserne in Kaiserslautern stationiert worden. Dann hätte ich weder meine Frau kennengelernt noch unsere wundervolle Tochter bekommen. Was heute aus mir geworden ist, habe ich dem Militär zu verdanken, positiv wie negativ.“

Davina C. Fox
Heinrich-Heine-Gymnasium
Kaiserslautern

tinente hinweg vernetzt werden. Damit kann ein Teleskop von der Größe der Erde simuliert werden. Vernetzt man das Radioteleskop mit einem Radioteleskop, das sich im Orbit befindet, sind sogar noch größere virtuelle Radioteleskope möglich.

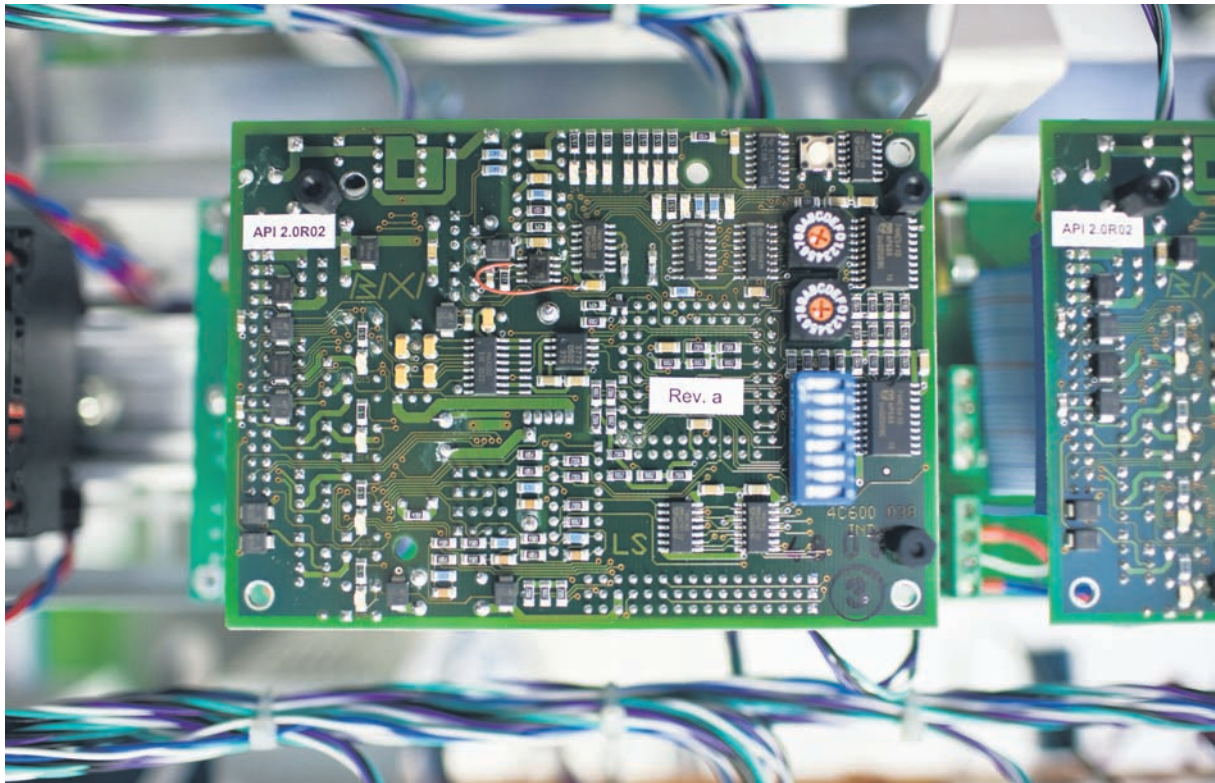
Im Gegensatz zu optischen Teleskopen kann das Radioteleskop bei fast allen Wetterlagen Messungen durchführen und ist nicht auf einen klaren Himmel angewiesen. Die Radiowellen durchdringen auch riesige Nebel- und Staubwolken im Kosmos und ermöglichen somit auch die Beobachtung von Bereichen des Kosmos, die optischen Teleskopen verborgen bleiben. Was die Astrophysiker dort machen, ist Grundlagenforschung, die von großer Wichtigkeit ist, auch wenn der Nutzen der Erkenntnisse oft erst später klar wird, wie Junkes erklärt: „Wenn es um Astronomie geht, kann ich auch genauso gut Goethe zitieren: Dass ich erkenne, was die Welt im Innersten, oder bei uns vielleicht besser im Äußersten, zusammenhält.“

Obwohl es immer wieder revolutionäre Durchbrüche gab, sind viele Vorgänge im Universum noch immer ein Mysterium. Junkes ist auch nach jahrelanger Beschäftigung mit dem Universum noch immer vom Blick in den Sternenhimmel beeindruckt: „Sich vorzustellen, dass da ziemlich nahe, aber auch entfernte Objekte dabei sind, deren Licht weit aus der Vergangenheit kommt, lässt einen staunen.“

Clemens Engelhardt
Megina-Gymnasium, Mayen

Jeder Chip hat zwei Seiten

IT-Unternehmer Till Vollmer über Chancen und Risiken der Digitalisierung



Ohne sie läuft gar nichts: Schaltkreise bestimmen längst unseren Alltag.

Foto Gregor Brzezinski

Nach der Erfindung des Automobils waren der Computer und das Internet auf jeden Fall der nächste große Durchbruch“, meint Till Vollmer, Gründer und Geschäftsführer des Startup-Unternehmens „Meister-Labs“ mit Hauptsitz in Wien. Bei MeisterLabs werden sogenannte Productivity-Apps produziert, welche die Produktivität und Kreativität von Unternehmen fördern sollen. Das Ganze funktioniert nach dem „Software as a Service“-Prinzip, was man als SaaS-Prinzip bezeichnet. 2006 hat Till Vollmer die Firma mit seinem Partner Michael Hollauf gegründet. Die Software steht online zu Verfügung, hat bereits über 6 Millionen registrierte User und ist Marktführer.

Nostalgisch erzählt Vollmer, wie er 1987 seinen ersten Kontakt mit einem Computer hatte. „Mit 14 sind ich und meine Kumpel in so ein Elektronik-Geschäft gegangen. Dort wurden auch Staubsauger und Fernseher verkauft. Da stand damals so ein VC-20, einer der ersten Privat-Computer, und an dem spielten wir dann ein paar Stunden. Aber außerhalb von solchen Geschäften hat man Computer eigentlich nie gesehen.“ Nach anfänglicher Skepsis der Mutter konnte Till mit Überzeugungskraft und der Unterstützung seines Vaters dann doch

seinen Willen durchsetzen und einen Computer sein Eigen nennen. Nach dem Abitur studierte er an der Uni in Graz Telematik, eine Mischung aus Informatik, Elektrotechnik und Nachrichtentechnik. Obwohl er der Digitalisierung seinen Erfolg verdankt, äußert er sich kritisch über deren Folgen.

„Natürlich wurden dadurch die Kommunikation und die globalen Möglichkeiten erweitert, aber ob es der Menschheit wirklich einen so großen Dienst erweist, da bin ich skeptisch. So eine riesige Veränderung kann nicht nur Vorteile mit sich bringen.“ Die ständige Erreichbarkeit belaste viele. Die Tatsache, dass man durchschnittlich alle 9 Minuten aufs Handy schaut, überrasche nicht. „Wenn das überhaupt reicht. Man bekommt ja auch nachts irgendwelche SMS. Wirklich mal abschalten ist fast unmöglich.“

Auf die Frage, ob die Bildung durch die Digitalisierung verbessert wurde, antwortet er kopfschüttelnd. „Also von meinen beiden zehnjährigen Kindern kann ich nur sagen, dass das Thema Internet in der Schule noch überhaupt nicht angekommen ist. Das Bildungssystem hat sich seit 100 Jahren nicht grundlegend geändert. Natürlich wurde der Stoff angepasst, aber die Fächer und der Aufbau sind gleich geblieben.“ In Amerika gebe es zum

Beispiel Schulen, die Programmiersprachen wie eine Fremdsprache lehren und als eigenes Fach anbieten. In der heutigen Zeit verliehen solche Maßnahmen einen Wissensvorsprung, meint der junge Vater. Dass sich unser Leben durch die Digitalisierung umfassend ändern wird, davon sei auszugehen. Selbstfahrende Autos und künstliche Intelligenz sind keine Utopie mehr, die damit verbundenen ethischen Fragen aber längst nicht geklärt.

Ein weiterer großer Streitpunkt, den das Internet mit sich bringt, ist die Nutzung der Sozialen Medien durch Jugendliche. „Der Mensch trachtet nach Anerkennung“, so Vollmer. „Nur hat sich der Weg zur Anerkennung ins Digitale verschoben. Während man früher mit seinem tollsten Kleid auf dem Marktplatz flaniert ist, so zeigt man heute seinen 5 Millionen teuren Ehering auf Facebook und wundert sich, warum man einen Tag später ausgeraubt wird, wie im Fall Kim Kardashian.“

Zur Frage, wie die Digitalisierung die Gesellschaft verändern wird, meint Vollmer: „Wir sind erst am Anfang. Es kommt noch viel auf uns zu. Gutes und Schlechtes, denn die Möglichkeiten sind unendlich.“

Benjamin Fuhrmann
Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium
München

Die Manager Mores lehren

Fortsetzung von Seite 1

Nach dem Abschluss des Studiums war Henryk Lüderitz 12 Jahre lang im Management tätig. Hier lernte er das Mentoring-System kennen: „Jeder erfolgreiche Mensch, ob in der Politik oder Wirtschaft, hat im Hintergrund gute Berater“, sagt Lüderitz, der in Hameln geboren und aufgewachsen ist. Infolge von Wertekonflikten mit seinem Arbeitgeber machte er sich 2012 als Führungskräftetrainer selbstständig.

Der in Düsseldorf wohnende Businesscoach findet es wichtig, dass ein Führungskräftetrainer auch einmal geführt haben muss; denn während seiner Ausbildung habe er selbst hauptsächlich Theoretisches gelernt und an kleinen „Standard-Rollenspielen“ teilgenommen. Auf die Extreme der Führungsarbeit habe ihn dies nicht vorbereitet: „Mitarbeiter haben im Personalgespräch geweint, Chefs haben lautstark herumgebrüllt, Mitarbeiter

wurden übergriffig und es gab sogar Alkohol- und Drogenprobleme im eigenen Team“, erinnert er sich. Dies seien keine Ausnahmen.

Henryk Lüderitz, der sich selbst als guten Schauspieler bezeichnet, gibt im Seminar-Rollenspiel mal den renitent-frechen Mitarbeiter, mal die weinende oder wütende Angestellte oder den cholerischen Chef. Ich habe sie schon alle selbst erlebt und kann so meine Seminarteilnehmer damit konfrontieren“, meint er. Dabei habe er als „Chef“ auch schon wütend den Seminarraum verlassen. Die meisten Alleinherrscher scheiterten doch, weil ihr Ego keine Selbstreflexion zulasse. Eine andere Methode ist die Videoanalyse der Sprechmelodik und des Auftretens.

„Um in der Kommunikation glänzen zu können, muss man Sympathie aufbauen, Geschichten erzählen können, dabei Emotionen zeigen, um sie bei den Mitarbeitern eben-

falls hervorrufen zu können“, meint der Fachmann. Wichtig seien dabei auch die unterschiedlichen Kanäle, auf denen man kommuniziert: „Es ist wissenschaftlich belegt, dass die Körpersprache etwas mehr als die Hälfte ausmacht, die Stimme 38 Prozent und der Inhalt lediglich sieben Prozent, wenn man kommuniziert.“ Diese wissenschaftliche Erkenntnis nutzten viele machthungrige Egozentriker aus, wie auch jüngst im US-Wahlkampf zu beobachten gewesen sei. Der Businesscoach kann sogar eine weitere überraschende Statistik vorlegen: „Rund 50 Prozent aller Führungskräfte besäßen soziopathische Züge.

Durch die Geburt seiner Tochter wird Lüderitz erneut in Führungsaufgaben eingebunden. Der spannende, aber auch anstrengende Teil der Führungsarbeit fängt nun wohl erst an.

Christoph Unfried
Rosenstein-Gymnasium, Heubach

Das süße Leben der Muslime

Nach dem Fastenmonat Ramadan dreht sich für Muslime drei Tage lang alles ums Essen / Aber auch Familienbesuche sind dabei wichtig

Es ist für viele Menschen ein gewöhnlicher Tag, für Familie Yildiz (Name geändert) jedoch sind es drei Tage, auf die sie ein Jahr gewartet und für die sie einen Montag lang gefastet haben. Schon vor dem Ende des Ramadan laufen die Vorbereitungen für die Festtage. Das Datum verschiebt sich jedes Jahr um einige Wochen, dieses Jahr fand das Fest am 5. Juli 2016 statt. Besuche werden geplant, Festkleider werden zurechtgelegt, und besondere Speisen wie Baklava, Kuchen, Kekse, Lokum, eine Süßigkeit aus Särke und Zucker, Helva, dessen Grundmasse aus Ölsaaten und Zucker oder Honig besteht, und andere Süßigkeiten werden eingekauft oder selbst zubereitet. Denn für Familie Yildiz sowie für alle anderen muslimischen Familien ist dies eines der größten Feste des Jahres.

Es ist Dienstagmorgen, sechs Uhr, in Klein-Gerau. Alle sind auf den Beinen und machen sich hübsch für den Tag. Die Männer des Hauses gehen in die Moschee, um das Gebet zu beten, das die Frauen zu Hause beten. Auf die Frage, wieso die Männer in der Moschee beten und die Frauen zuhause, antwortete die Familie, dass es Pflicht sei für die Männer, in die Moschee zu gehen und dort zu beten.

Nachdem das Gebet fertig und die Männer wieder zuhause angekommen sind, werden von den Jüngeren die Hände der Älteren geküsst, und dabei sagen sie sich gegenseitig „Bayram Mübarek“, was auf Deutsch soviel wie „Alles Gute zum Feiertag“ bedeutet. Aber wieso



Alles auf Zucker: Besonders mit Süßigkeiten belohnen sich die Muslime am Feiertag nach der Fastenzeit. Foto Katja Pullem

küssen überhaupt die Jüngeren die Hände der Älteren? Darauf antwortet die 18-jährige Tochter der Familie, mit dem Kuss drücke jemand seine Liebe, seinen Respekt und seine Treue gegenüber der älteren Person aus. Diese Tugenden werden durch die Gestik des Bückens und das ruhige Verhalten des Küssenden unterstrichen.

Anschließend frühstückt die Familie zusammen und unterhält sich. Danach fährt die Familie gemeinsam zu den Großeltern, um den restlichen Tag zusammen zu feiern. Dabei wird ausgiebig Süßes gegessen, daher heißt dieses Fest auch „Seker Bayrami“, auf Deutsch „Zuckerfest“. Seker Bayrami dauert gewöhnlich bei jeder muslimischen

Familie und auch bei der Familie Yildiz ganze drei Tage. Da fragt man sich, ob drei Tage nur Süßes gegessen wird. „Nein“, antwortet die Mutter lachend. „Wir backen und kaufen uns nur so leckere Sachen, damit wir zusammen mit der Familie, mit Freunden und Verwandten Süßes essen und uns schön unterhalten können.“

Den ersten Tag verbringen sie mit der ganzen Familie, den zweiten und den dritten Tag geht die Familie Yildiz zu Freunden und Bekannten oder bekommt selber Besuch. In islamischen Ländern bekommen die Jugendlichen und Erwachsenen, die zur Schule, zur Arbeit oder zur Universität gehen, drei Tage lang frei, was in den europäischen Ländern nicht so ist. Hier bekommen Kinder nur einen Tag schulfrei, und Erwachsene manchmal gar keinen Urlaub. So konnte die älteste Tochter der Familie, die in die 11. Klasse geht, nur einen Tag mit der Familie feiern. Die restlichen Tage war sie in der Schule und feierte mit ihren Freunden und Bekannten erst am Wochenende, was für den jüngeren Bruder, der in die 8. Klasse geht, genauso war.

Ihr Vater arbeitet als Bankkaufmann und musste am zweiten Tag zur Arbeit. Daher konnte er nicht mit Freunden und Bekannten feiern. Seine Frau hingegen bekam Besuch von Freunden und Bekannten und ging auch zu denen, um das Zuckerfest zu feiern. Dabei wird darauf geachtet, dass die Jüngeren zu den Älteren gehen, denn dies ist wie beim Händeküssen ein Zeichen von Respekt.

Mit dem Zuckerfest danken die Muslime Allah, dass sie das Fasten und alle damit verbundenen Aufgaben und Anstrengungen geschafft und überstanden haben. Außerdem bitten sie ihn, ihre Gebete und ihre Mühe im Ramadan anzunehmen und ihnen ihre Fehler zu verzeihen.

Zeynep Bulut
Friedrich-List-Schule, Wiesbaden

Das Leben mit anderen Augen betrachten

Bei dem blinden Ehepaar und ihrem dreijährigen Sohn läuft manches nicht so wie in anderen Familien ab

Ich habe mal gehört, dass Sehende mindestens 80 Prozent ihrer Umgebung über die Augen aufnehmen, und allein deshalb interessiert mich, was so toll am Sehen ist“, fragt sich Julius Habel (alle Namen im Artikel sind geändert). Eine Frage, die schon für Menschen, für die der Sehsinn selbstverständlich ist, gar nicht so leicht zu beantworten ist. Für jemanden, der bereits den Großteil seines Lebens blind ist, muss eine Antwort umso schwerer zu finden sein.

Julius Habel und Monika Hauser, die Eltern des dreijährigen Jascha, sind seit acht Jahren ein Paar und beide seit ihrer Kindheit blind. Sie gehören damit zu einer Minderheit unter den Blinden. Nur ungefähr sechs Prozent sind bereits im Kindesalter erblindet, wobei die Ursachen dafür ganz unterschiedlich ausfallen können.

Monika wurde als Frühchen geboren und leidet seit dem Babyalter an einer Sehbehinderung. Ihr Visus, also ihre Sehschärfe, verschlechterte sich so weit, dass sie mit 14 Jahren erblindete. Sie besuchte ein Internat für Blinde – „allerdings zu DDR-Zeiten, das betone ich auch immer wieder“ –, in dem sie gefördert und gefordert wurde. „Wir mussten selbstständig sein und auch im Haushalt mithelfen. Wir haben Dinge gelernt wie Wäsche bügeln oder den Boden wischen.“

Julius ist fast geburtsblind, bis zu seinem zweiten Lebensjahr konnte er zwar normal sehen, seitdem ist er aber, im Gegensatz zu Monika, die noch geringe Unterschiede der Helligkeit wahrnehmen kann, vollständig blind. Er ging auf eine Inklusi-

onsschule in Berlin und konnte bis zur 3. Klasse sogar problemlos beim Sportunterricht mitmachen. „Ich habe sogar mit Völkerball gespielt“, erzählt er lachend. „Ich wusste schon, dass ich blind bin, aber es war irgendwie keine große Sache. Ich bin eigentlich schon mein ganzes Leben lang blind, deshalb war es selbstverständlich, ich kannte es ja nicht anders.“

Erst als Tischtennis spielen in den Pausen interessant wurde, sei ihm wirklich bewusst geworden, dass die anderen Kinder über einen Sinn mehr verfügten als er, sagt Julius, der wegen seiner Blindheit genau wie seine Frau nie eine Sonderbehandlung erwartet hat. „Damit tut man dem blinden Kind auch keinen Gefallen“, ist Monika überzeugt. Ohnehin ist es den beiden wichtig, dass Sehende nicht vergessen, dass Blinde eben „einfach nur nicht sehen können und nichts anderes da kaputt ist.“

Tatsächlich sind für Blinde heutzutage viel mehr Dinge möglich, als wir Sehende vielleicht zunächst annehmen würden. Beide meistern ihren Alltag größtenteils selbstständig, sind nicht auf Haushaltshilfen angewiesen und wohnen „einfach in einer ganz normalen Wohnung, so wie Sehende eben auch“.

Sogar die Benutzung eines Smartphones ist mit Hilfe der „Voice-Over“-Funktion möglich. Durch bestimmte Tipp- und Wischbewegungen können sogar Nachrichten verschickt werden, wobei eine synthetische Stimme jede Aktion mitteilt. Lachend stellt Monika klar: „Deswegen laufen die Blinden auch immer alle mit einem iPhone rum,

das ist nicht, weil die so viel Kohle haben, sondern weil es nicht anders geht.“

Mobilitätstrainer unterstützen blinde Menschen dabei, sich sicher auf der Straße zu bewegen, denn „selbst in Gegenden, die man kennt, hat man zwar eine ungefähre Ahnung davon, wo man lang muss, muss aber doch häufig Passanten fragen“.

Viele Menschen auf der Straße helfen gerne, aber Monika und Julius wissen auch, dass Sehende es nicht gewohnt sind, genau zuzuhören oder einen Weg unmissverständlich zu beschreiben, und so passiert es schnell, dass man im falschen Bus sitzt. „Die Leute meinen es meist gut, aber wenn man keine Hilfe braucht, sind sie schnell beleidigt“, erzählt Monika. Wenn jemand sieht, wie sie orientierungslos über die Straße irrt, ist sie für Hilfe dankbar, geht sie aber zielstrebig ihren Weg, ist jemand, der sie über die Straße ziehen will, eher hinderlich als hilfreich.

„Sehende denken ja oft, dass uns das Blindsein den ganzen Tag beschäftigt. Wir Blinde denken aber bestimmt 95 Prozent der Zeit gar nicht darüber nach, ob wir sehen können oder nicht. Wenn wir untereinander sind, vergessen wir das komplett, es wird uns erst bewusst, wenn wir auf ein optisches Problem stoßen.“

Julius ist der Meinung, dass das Blindsein sogar Vorteile hat. Ihm fällt auf, dass es oft gar nicht so leicht ist, mit Sehenden ein ernstes Gespräch zu führen, weil sie ständig durch optische Reize abgelenkt sind. „Bei einem Freund ist mir auf-

gefallen, dass er sich oft nicht wirklich auf ein Gespräch konzentrieren kann – dann schaut er da einer schönen Frau hinterher, und da liest er ein Werbeplakat. Da bin ich manchmal schon froh, dass nicht so eine Menge an Informationen auf mich einprasselt.“ Außerdem ist Julius, der in einer Band Klavier spielt, begeistert vom Hören und von den vielen akustischen Phänomenen, die viele Sehende gar nicht wahrnehmen.

Beobachtet man den kleinen Jascha dabei, wie er mit dem Langstock seiner Eltern spielt und zusammen mit anderen Kindern über die blühende Wiese des Blindenhilfswerks in Berlin rennt, ist es nur schwer vorstellbar, wie zwei blinde Eltern ein Auge auf so ein aufgewecktes Kind haben sollen.

„Das ist alles eine Frage der konsequenten Erziehung“, sagt Monika, stets darauf bedacht, ihren Sohn in Reichweite zu wissen. „Jascha ist ein sehr folgsames und vorsichtiges Kind, aber im Straßenverkehr herrschen natürlich gnadenlose Gesetze.“ Sie betont aber auch, dass es wichtig sei, ihm verständlich zu machen, dass er nicht an der Hand gehen muss, weil sie ihm nicht vertrauen, sondern dass es „an Mama und Papa liegt“.

Dass der kleine Jascha mit seinen drei Jahren tatsächlich schon versteht, dass seine Eltern blind sind, glaubt Monika Hauser allerdings nicht. „Ich denke, er weiß es intuitiv, aber nicht wirklich vom Kopf her. Auch in der Kita fragen immer mehr Kinder nach, und dann erklären wir eben, dass unsere Augen kaputt sind.“

Natürlich macht sich für Jascha im Alltag bemerkbar, dass manche Dinge mit blinden Eltern schwieriger sind. Einige Bücher kann nur die Oma vorlesen, da es nur rund 4000 deutschsprachige Punktschriftbücher für Kinder gibt, allerdings „nickt er das dann auch ab und macht kein Drama draus, weil es eben für ihn auch keins ist. Für ihn ist das ganz klar.“ Trotzdem findet sie es schade, dass oft nur die Nachteile darin gesehen werden, das Kind von blinden Eltern zu sein.

Auch Jaschas Erziehen fällt auf, dass er auf bestimmten Gebieten sensibilisiert ist, die für andere Kinder eher nebensächlich sind. „Er hat nicht nur einen guten Tastsinn und ein sehr ausgeprägtes Gehör, sondern entwickelt auch eine andere Art der Kommunikation. Er sagt im Gegensatz zu anderen Kindern, was er tut, und drückt sich nicht bloß durch zeigen und gucken aus.“ Und die Kommunikation mit Blinden will gelernt sein – selbst vielen Erwachsenen fällt es schwer, sich präzise auszudrücken und dabei zu bedenken, dass Gesten und optische Signale den Blinden nicht erreichen.

Einen anderen Sinn für das Sehen einzutauschen, käme für das Paar nicht in Frage. Julius ist sich sicher: „Ich wäre schon neugierig, aber dafür sind mir die anderen Sinne zu wichtig. Vor allem das Hören ist einfach zu großartig.“ „Aber könnte ich eine Sache auf der Welt nur ein einziges Mal sehen, würde ich meinen Sohn wählen“, sagt Monika entschieden.

Annalena Kiek
Lilienthal-Gymnasium, Berlin

Etwas zu statt das Wasser lassen

Von einem erfolgreichen Verkäufer für Luxusyachten

Das Interesse an schnellen Booten wurde Dirk Levien, Inhaber der Levien Sails & Drive GmbH in Neustadt in Holstein in die Wiege gelegt. Sein Vater veranstaltete als Gründungsmitglied des Osnabrücker Motoryachtclubs schon in den sechziger Jahren Motorbootrennen und Regatten. Dirk Levien verbrachte daher bereits sehr früh jede freie Minute im Motoryachtclub: „Schon mit fünf Jahren habe ich das Boot meines Vaters gesteuert.“

40 Jahre lang war diese Begeisterung für Dirk Levien nur ein Hobby, ein schöner Ausgleich zu seiner Tätigkeit als Chef der Levien Gruppe, die von seinem Vater 1968 zunächst als Städtereinigung Levien gegründet wurde. Zur Levien Gruppe gehören eine Industrieentsorgungs- und Rohstoffrecycling GmbH, eine Papierverarbeitungs GmbH und ein Firma für den europaweiten Transport von Volumencontainern. 2011 machte Dirk Levien sein Hobby zum Beruf, gründete die Levien Sails & Drive GmbH und fügte damit der Levien Gruppe ein weiteres Unternehmen hinzu.

Wie es dazu kam? „Es war eher ein Zufall“, erklärt Levien. „Ich habe 2011 in England eine Absolute 52 STY gekauft und brauchte Ersatzteile. Nach langer Suche habe ich direkt den Hersteller in Italien kontaktiert und erfahren, dass es keinen deutschen Händler gibt. Eine Woche später habe ich mir die Werft angeschaut, Gespräche geführt und mich spontan entschieden, Absolute Yachten in Deutschland zu vertreten.“ 2015 wurden Levien und sein Team von dem Luxusyachtenhersteller aus Italien als „Dealer of the year“ in der Kategorie „Best Selling Team Worldwide“ ausgezeichnet.

Im Geschäftsjahr 2015 lag der Umsatz der Levien Sails & Drive GmbH bei 3,9 Millionen Euro. Der Gesamtumsatz der Levien Gruppe betrug 9,9 Millionen Euro.

Levien Sails & Drive bietet neben einem Motoryachthandel für neue und gebrauchte Boote auch Serviceleistungen an. Dazu gehören die Instandhaltung und Pflege ebenso wie die europaweite Überführung von Booten. „Am spektakulärsten war die Überführung einer 56 Fuß Absolute Yacht von Genua in Italien nach Jeddah in Saudi-Arabien durch den Suez-Kanal. Sie hat zwei Wochen gedauert“, berichtet Levien. Ein solcher Auftrag kann bis zu 70 000 Euro kosten. Zur Präsentation von Neubooten ist Dirk Levien mit seiner Firma regelmäßig auf internationalen Bootsmessen wie der „Boot“ in Düsseldorf, der „Ancora Boat Show“ in Neustadt oder dem „Yachting Festival“ in Cannes vertreten.

Mehr als 10 Neuboote hat Levien bereits für Absolute verkauft, sogar ein Prinz aus Saudi-Arabien gehört zu seinen Kunden. Und diese Yachten sind keine „kleinen Fische“. Mit einer Größe von 40 bis 72 Fuß baut Absolute Motoryachten, die zwischen 300 000 und 2,1 Millionen Euro netto kosten. Die Nachfrage ist groß, und so kann es bis zu ein Jahr ab Bestellung dauern, bis die Luxusyacht ausgeliefert werden kann. Während des Gesprächs klingt das Telefon. Ein Kunde, der ein Gebrauchtboot gekauft hat, ist am anderen Ende der Leitung. Die Elektrik seines Bootes funktioniere nicht. Levien reagiert sofort: „Okay, ich bin in drei Stunden da.“

Antonia Bock
Ursulaschule Osnabrück

Eine Firma pflanzt sich fort

Der Marktführer für Blumengefäße ist ein Familienunternehmen

Blumen mag jeder. Sie zieren die eigene Wohnung. Die passenden Töpfe und Pflanzenaccessoires werden von der Scheurich GmbH & Co. KG aus Kleinheubach produziert, die eigenen Angaben zufolge europäischer Marktführer für Indoor-Gefäße und Accessoires für Blumen und Pflanzen ist. Das Familienunternehmen wird in dritter Generation von Peter Baumann, Reinhard Birven und Ulrich Frank geleitet, berichtet Marketingleiter Axel Schröder.

1928 wurde die Firma als Großhandlung für Glas, Porzellan und Keramik von Alois Scheurich gegründet. Seit den fünfziger Jahren liegt der Schwerpunkt auf der Keramikproduktion und den Pflanzengefäßen. „Scheurich hat 2012 das Unternehmen PP-Plastic in Neukirchen übernommen“, sagt Marketingmitarbeiterin Vera Zöller. So wurde Scheurich auch zu einem Kunststoffproduzenten für In- und Outdoor-Gefäße. Neben Blumentöpfen werden auch Pflanzgefäße für den Outdoor-Bereich, Orchideentöpfe und Accessoires hergestellt. Dazu zählen Gießkannen, Plantbags und Wasserspeicher. Die Kunden sind Bau- und Gartenfachmärkte sowie Gärtnereien. Zurzeit liegen glatte Produkte in neutralen Farben im Trend. Der Jahresumsatz liegt bei unter 100 Millionen Euro.

Scheurich ist das einzige Unternehmen in Europa, das Keramik- und Kunststoffgefäße fertigt. Laut Zöller können Keramikartikel durch Drehen oder Gießen hergestellt werden. Beim Drehen wird Ton mit Hilfe eines Rollerkopfes in eine Gipsform gepresst, überschüssige Reste werden

abgeschnitten. Anschließend wird der Rollerkopf entnommen und der Blumentopf ist fertig. Beim Gießen wird flüssiger Schlicker in eine Form gegossen und für einige Stunden stehengelassen, damit er aushärtet.

Insgesamt hat Scheurich 400 Mitarbeiter. Etwa 300 befinden sich im Stammsitz in Kleinheubach und fast 100 am Standort in Neukirchen. In Kleinheubach werden täglich bis zu 100 000 Keramikartikel gefertigt. Man hat Vertretungen in rund 80 Ländern, etwa in Österreich, England, Polen, Tschechien, Niederlande, Ungarn, Italien und Frankreich, berichtet Zöller. „Es gibt große Unterschiede zum Beispiel bei der Präferenz von verschiedenen Farben der Übertöpfe in den diversen Ländern“, sagt Schröder.

Scheurich gehört dem Industrieverband Garten e.V. (IVG) an, der etwa 130 Mitgliedsunternehmen aufweist, erklärt Anna Hackstein von der Öffentlichkeitsarbeit des IVG. „Der Garten hat sich in den vergangenen Jahren enorm gewandelt. Hatte er früher den Stellenwert eines reinen Nutzgartens, in dem Gemüse angebaut wurde, ist er heute eher ein Wohnzimmer im Freien“, meint Hackstein. Der Markt war in den vergangenen Jahren zudem sehr stabil, da die Gartenpflege für immer mehr Menschen zum Hobby geworden ist. „Blumen, Pflanzen und damit auch die Gefäße sind stark im Trend und werden als Gegenpol zu der digitalen Welt nach unseren Erwartungen weiter steigen“, berichtet Zöller.

Lena Schönekehs
Eichsfeld-Gymnasium, Duderstadt

Winnetou darf nicht sterben

Der Karl-May-Verlag will nicht in die ewigen Jagdgründe eingehen

Erzähle nicht die Wahrheit, solange dir etwas Interessanteres einfällt“, sagte einst Karl May. Heute, 104 Jahre nach seinem Tod, gilt May mit einer geschätzten weltweiten Auflage von 200 Millionen Büchern als der wahrscheinlich meistgelesene Autor deutscher Sprache. Inzwischen sind 94 der charakteristischen grünen Bände erschienen, die in 46 Sprachen übersetzt wurden. Untrennbar verbunden mit dem Erfolg des einzigartigen Schriftstellers ist sein ebenso einzigartiger Verlag.

Die Karl-May-Verlag GmbH hat sich seit ihrer Gründung nur mit den Werken des Namensgebers beschäftigt. 1913 in Radebeul bei Dresden gegründet, siedelte der Verlag 1959 nach Bamberg um, weil er in der DDR unerwünscht war. Seit 1996 gibt es wieder eine Vertretung in Radebeul. Bernhard Schmid, Enkel des Mitbegründers Euchar Albrecht Schmid, leitet das Familienunternehmen heute als alleiniger geschäftsführender Gesellschafter. Es scheint jedoch, als geraten Winnetou, Old Shatterhand, Kara Ben Nemsı und Hadschi Halef Omar langsam in Vergessenheit. Auf die Umsatzsteigerung der Jubiläumsjahre 2012 und 2013 folgte ein leichter Rückgang. 2015 erwirtschafteten Schmid und seine 5 Mitarbeiter nach eigenen Angaben nur noch eine Summe im oberen sechsstelligen Bereich. Zufrieden ist er nicht, das dürfe man als Verleger nie sein. Es gebe durchaus Anlass zur Sorge.

Nach einem regelrechten Auflagenboom in den 60er Jahren, ausgelöst durch den Kinoerfolg der Karl-May-Verfilmungen, wurde es in der Folgejahrzehnten ruhiger um den Abenteuerchriftsteller. Von 1945 bis 1980 gingen laut Verlag etwas mehr als 54 Millionen Bücher in den Druck. Zwar habe man 2015 eine Gesamtauflage von mehr als 80 Millionen Bänden erreicht, doch sind in den vergangenen 35 Jahren, anders

als von 1945 bis 1980, nur noch rund 35 Millionen Exemplare vermarktet worden. Jedes Jahr locken die Karl-May-Festspiele viele Besucher nach Bad Segeberg und Elspe, trotzdem ist der Autor im Buchhandel heute kaum noch präsent. Schmid kennt zwar nicht den genauen Grund für das mangelnde Interesse der Buchhändler, doch an der unverwechselbaren Ausstattung könne es nicht liegen. Schließlich seien die „schönen, grüngoldenen Bücher der gesammelten Werke ein Schmuck für jeden Bücherschrank“.

Die scheinbare Diskrepanz zwischen der Realität in den Buchhandlungen und den Äußerungen des Verlegers erklärt sich durch die wachsende Bedeutung des Online-Handels. „Das Hauptproblem liegt in der Konzentration beim Buchhandel“, erläutert Schmidt. Die großen Ketten wie Thalia und Hugendubel würden häufig weniger auf kleinere Verlage wie den seinen achten. Karl May starb 1912. Ende 1962 lief der Urheberschutz für die zu seinen Lebzeiten erschienen Fassungen seiner Werke aus. Dennoch bescherte erst der digitale Wandel dem Karl-May-Verlag ernstzunehmende Konkurrenz. Schmid bedauert den Umstand, dass seine Mitbewerber im E-Book-Bereich nur die gemeinfreien Urfassungen anbieten, die sich sprachlich noch auf dem Stand des späten 19. Jahrhunderts befinden. Seine Befürchtung: „Sicherlich werden gerade junge Leser wieder aufhören, Karl May zu lesen.“ Um selbst zeitgemäß zu bleiben, nimmt der Verlag umfangreiche Bearbeitungen an den gesammelten Werken vor. Schmid rechtfertigt sich und seine Vorgänger in der 2013 erschienenen Festschrift „100 Jahre Karl-May-Verlag“: „Heute möchte ich keinem Zehnjährigen ein Buch in die Hand geben, worin Winnetou ‚rekognosziert‘“. Allein von „Winnetou I“ habe er nach eigenen Angaben 2015 immer noch mehr als

2000 Exemplare verkauft. Doch der ausgelaufene Urheberschutz ist nicht die einzige Hürde, die es zu meistern gilt. Ironischerweise wird der Verlag mittlerweile vom eigenen Erfolg eingeholt. Private Anbieter mit kleinen Preisen werfen über Plattformen wie Ebay tausende Gebrauchtexemplare auf den Markt. Zudem hat Schmid mit Änderungen der Lesegewohnheiten zu kämpfen. Konkurrenz bestehe vor allem in dem anhaltenden Boom der Fantasy-Bücher. Im Oktober erschienen deshalb die ersten Bände von „Karl Mays Magischer Orient“, einer eigenen Fantasy-Reihe, die einen neuen Zugang zu Karl May schaffen soll.

Außerdem betreibt Schmid eine ganze Reihe von Werbemaßnahmen: Gesamtverzeichnisse, Lesezeichen, Stundenpläne, Anzeigen und Leseproben. Auch im Internet sowie im Social-Media-Bereich ist man vertreten. Karl-May-Lektüre sei für Leser in allen Altersklassen ab 8 bis 10 Jahren geeignet. Gleichwohl „richtet sich unser Verlag werbetechnisch in erster Linie an die jungen Leser“, expliziert Schmid. Dementsprechend hat er mit „Abenteuer Winnetou“ eine speziell auf Leseeinsteiger ausgerichtete Reihe im Programm. Weiterhin gibt es nicht nur Spiel- und Bastel-, sondern auch Bilder- und Hörbücher. Was nach seinem Ausscheiden mit dem Verlag geschieht, ist noch offen. „Wie lange es weitergeht, kann niemand genau sagen, die Zeiten im Buchgeschäft werden generell schwieriger. Aber zunächst mal bleibt bei uns alles, wie es ist“, präzisiert der 54-Jährige. Auf die Frage nach seiner Nachfolge antwortet Schmid, dass selbst eine dritte Generation wohl nie jemand für möglich gehalten hätte. Trotz der ungewissen Zukunft bereut er es nach 24-jähriger Tätigkeit nicht, in das Familienunternehmen eingestiegen zu sein.

Jonas Stender
Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, Gießen

Ein Unternehmen markiert den Dicken

Vom Marktführer im Bereich Layoutmarker

Was hat ein kleiner Marienkäfermagnet mit einem erfolgreichen Familienunternehmen zu tun? Die Holtz Office Support GmbH in Wiesbaden ist laut Geschäftsleitung Marktführer im Bereich der Layoutmarker, ihr Marktanteil liegt im Bürofachhandel bei 20 Prozent und im Bereich Copic bei 90 Prozent.

Nach 1945 entdeckte der Apotheker Hermann Holtz eine Marktlücke für Planungsmöglichkeiten. Er stellte die erste Planungstafel her, zunächst für seinen eigenen Gebrauch, weil er seine Notizen platzsparend und übersichtlich sortieren wollte. Um diese Notizen anzubringen, nutzte er die kleinen Marienkäfermagneten seines Kindes. Damals wurden solche Magnete überwiegend in der Spielzeugindustrie verwendet. Im Jahr 1956 wurde dann die Magnetoplan GmbH gegründet. Zu den Produkten unter diesem Markennamen zählen Whiteboards, Flipcharts oder Beamer. Insgesamt umfasst das Sortiment dieser Marke 4000 Produkte. Das Unternehmen vertreibt auch die Marke Transotype. Erst 1985 wurden Magnetoplan und Transotype sowie fünf weitere GmbHs unter den Namen Holtz zusammengefasst.

Die aus Japan stammende Marke Copic, die für ihre qualitativ hochwertigen Alkoholmarker bekannt ist, hat einen holprigen Weg nach

Deutschland gefunden. Geschäftsführer Christopher Holtz-Kathan berichtet, dass dieses Produkt in den 80er Jahren von seinem Vater Peter Holtz-Kathan auf einer Hausmesse in Japan entdeckt wurde. Er sah dessen Potential und wollte so schnell wie möglich die exklusiven Handelsrechte für Europa bekommen. Doch das war nicht so einfach. Zunächst erhielt er eine Absage. Bis zu acht Mal flog er nach Japan, im Abstand von zwei Wochen, um immer das gleiche Anliegen vorzutragen „Das hat er solange gemacht“, erklärt sein Sohn, „bis sie realisiert haben, er wird nicht aufgeben.“ Die nächste Hürde, die es dann zu überwinden galt, war der hiesige Grafikfachhandel, der neben den bisherigen 19 Wettbewerbern keinen weiteren Layoutmarker ins Sortiment aufnehmen wollte. Also stellte Peter Holtz-Kathan die Copic-Marker Professoren von Kunsthochschulen, deren Studenten und auch Architekten zur Verfügung, die begeistert waren, sodass der Grafikfachhandel dieses Produkt 1987 schließlich aufnehmen musste, wo er in nur zwei Jahren von Platz 19 auf Platz 1 aufsteigt. Heute teilen sich besteht Vater und Sohn die Geschäftsleitung. Christopher Holtz-Kathan wirkt seit 2006, nach Beendigung seines Wirtschaftsstudiums, mit. Eigentlich wollte er Pilot werden. „Ich habe mich ganz bewusst entschieden, die Firma zu überneh-

men, doch habe ich die andere Idee vom Fliegen mit meiner Arbeit verbunden, indem ich selbst als Pilot zu meinen Geschäftsterminen fliege.“

Das Unternehmen hat 60 Mitarbeiter. „Es ist wichtig, ausgeglichene Mitarbeiter zu haben. Wenn man niemals abschalten kann, kann man nicht ausgeglichen zur Arbeit kommen“, sagt Christopher Holtz-Kathan. Deshalb ist die Firma auch dem Unternehmensprogramm „Erfolgsfaktor Familie“ beigetreten. Gleichzeitig rücken ökologische Aspekte in den Mittelpunkt. Im Jahr 2013 erhielt das Familienunternehmen die Auszeichnung „Wiesbadener Ökoprofit-Betrieb“. Schließlich zeigt die Firma soziales Engagement. Holtz lässt den Großteil der Produkte in Behindertenwerkstätten herstellen und bietet Aus- und Weiterbildungen in Verbindung mit der Industrie- und Handelskammer Wiesbaden an.

Laut Firmenangaben gehen die Hauptexporte in die EU, nach Russland und Mittelost. Die Produkte werden zu 40 Prozent in Deutschland hergestellt. „Aber überall produzieren wir nach bestimmten Standards, die wir auch regelmäßig kontrollieren“, fügte Holtz-Kathan hinzu. Der Umsatz betrug im Jahr 2015 etwa 16 Millionen Euro, das waren 15 Prozent mehr als im Vorjahr.

Jessica Walter
Barnim-Gymnasium, Bernau bei Berlin

Diese Spione sind aus anderem Holz geschnitzt

Die kleinen Gucklöcher in der Tür sollen die eigenen vier Wände sicherer machen

Neben Büroklammern, orthopädischen Schuheinlagen oder Heftzwecken ist der Türspion sicherlich ein ernstzunehmender Kandidat auf der Rangliste der unscheinbarsten Gegenstände des Alltags. Aber Türspione sind gefragt wie eh und je. Auch heute noch, im Zeitalter der Turbo-Digitalisierung mit ihrem umfangreichen Angebot an elektronischen Sicherheitsinstrumenten, von Überwachungskameras bis Netzhautscans, vergewissern sich die meisten deutschen Haushalte immer noch auf eben jene altmodische Weise, wer auf der anderen Seite der Tür steht. Nach Angaben von „Google Patents“ reichen die ersten Entwürfe eines Türspions zurück ins Jahr 1908: Der Engländer John Shackley ließ sich damals eine Sicherheitsapparatur patentieren, die es einem Hausbesitzer ermöglichen sollte, ungebetene Gäste möglichst schnell als solche zu identifizieren.

Wer sich nun die Frage stellt, wie der Türspion bis heute seinen Platz in der digitalen Welt so hartnäckig behaupten konnte, kommt an Gerhard Bäcker nicht vorbei. „Der Preis ist dafür verantwortlich“, sagt Bäcker, Gründer und Geschäftsführer der Bäcker GmbH & Co. KG in Erndtebrück im Rothaargebirge. „Einen Türspion erhält man schon ab 3 Euro, während der digitale Türspion sowie Überwachungskameras in der Regel ab 100 Euro kosten.“ Dies sei der Grund, wieso die Firma



Trau, schau, wem? Wer will schon, dass die Gäste mit der Tür ins Haus fallen?

Foto privat

Bäcker auch in Zukunft auf analoge Türspione setze. „Die Hersteller kann man an einer Hand abzählen“, berichtet Bäcker. Vier Firmen stellen in ganz Deutschland Türspione her. Drei davon seien aufgrund ihrer Größe unbedeutend. Die vierte Firma hingegen, die Bäcker GmbH & Co. KG., ist laut Bäcker europä-

ischer Marktführer für Türspione. Das Sortiment umfasst inzwischen weit mehr als eine einfach in Kunststoff gefasste Linse. Blättert man durch den Katalog, springen einem Wörter wie „beschusshemmend“ oder „feuerresistent“ entgegen. Sogar für Türen von Gefängniszellen gibt es spezielle Modelle. „Die

Nachfrage nach solchen Sondermodellen ist bislang aber noch eher gering. Hauptsächlich verkaufen wir die Standard-Ausführung des Türspions“, erklärt Bäcker.

Die Firma hat auch eine Niederlassung in Polen. Seit der Gründung im Jahr 1977 ist Bäcker auf Türspione spezialisiert. Heute be-

schäftigt man 55 Mitarbeiter und verkauft jährlich zwischen 100 000 und 150 000 Türspione mit einem Umsatz von 400 000 Euro. Die Mitarbeiter in Deutschland und Polen sind ausschließlich in Verwaltung, Marketing und Vertrieb tätig, die Produktion hat Bäcker vor einigen Jahren nach China ausgelagert. Der Stückpreis für einen Türspion liegt zwischen 3 und 13 Euro. Die Modelle unterscheiden sich preislich vor allem durch Verarbeitung, Material oder Blickwinkel. Dieser reicht von 150 bis 200 Grad. „Die Qualität der Produkte hat sich seit der Gründung des Unternehmens signifikant verbessert“, sagt Bäcker. Während damals hauptsächlich preiswerte Türspione aus Kunststoff hergestellt wurden, arbeitet die Türspion-Schmiede heute ausschließlich mit Edelstahl und Messing. Ihre Produkte verkauft die Firma vorrangig im Eisenwarenhandel sowie an namenhafte Türenhersteller in Europa und im Nahen Osten. Inzwischen liegt die Exportquote bei etwa 30 Prozent. Die größten Absatzmärkte sind Österreich und die Schweiz.

Über die heutige Geschäftslage mag sich Bäcker nicht beschweren, doch wird er etwas nostalgisch, wenn er an frühere Zeiten denkt. „Nach der Wende war die Nachfrage gigantisch“, erzählt Bäcker. Das sei auf die Verunsicherung der ostdeutschen Bevölkerung zurückzuführen.

Aaron Maiwald
Clara-Schumann-Gymnasium, Bonn

Eine anzügliche Dienstleistung

Von einem, der auszieht, um andere anzuziehen

Ohne angemessene Kleidung bei einem wichtigen Geschäftstermin ist der erste Eindruck nicht optimal. Was also tun, wenn erst kurz vor dem Meeting auf dem Hemd oder Sakko Flecken entdeckt werden oder die Krawatte nicht zum Hemd passt? Dann hilft Alexander Desch, Gründer von Anzug Alex, dem mobilen Herrenausstatter. Mit seinem Menswear-Lieferdienst liefert Desch im Großraum Frankfurt überall hin: ins Büro, nach Hause oder zu einer Autobahn-Raststätte. Und das 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche.

Obwohl die gesamte Kollektion in einen Sprinter passt, ist sie dennoch erstaunlich vielfältig. Vom klassischen Anzug in Schwarz oder Dunkelblau über Smokings bis zum ausgefallenen Anzug in Rot. Auch zwischen den Materialien kann der Kunde wählen: Die Anzüge sind aus Baumwolle, Schurwolle oder Cord. Der Käufer findet Hemden, Anzüge und Smokings sowie Krawatten, Fliegen und Kurzmäntel. Insgesamt beinhaltet die aktuelle Kollektion etwa 70 Anzüge, 100 Hemden und um die 250 Krawatten. Preislich liegen sich die Anzüge und Sakkos zwischen 150 und 250 Euro, Smokings bei etwa 350 Euro und Hemden bei circa 50 Euro. Diese kann man bei Anzug Alex einzeln erwerben oder sich in einem „Anzug-Baukasten“, also Hose und Sakko in unterschiedlichsten Kombinationen, selbst zusammenstellen.

Seine gesamte Kollektion lässt Desch inzwischen selbst produzieren, in Fabriken in Polen, Bulgarien und der Türkei. „Von Einkauf bis Verkauf und Buchhaltung erledige ich alle Aufgaben alleine“, sagt

Desch. Das Ein-Mann-Unternehmen existiert bereits seit 20 Jahren.

Auf die außergewöhnliche Geschäftsidee kam Desch 1995. Der Industriekaufmann arbeitete damals in einer Textilfabrik. Ein Bekannter rief ihn damals in der Mittagspause an, weil er einen Anzug brauchte. „Weil ich ihm einen Gefallen tun wollte, habe ich ihm einen Anzug an den Arbeitsplatz gebracht, ohne jedoch an einen eigenen Lieferdienst zu denken“. Schon damals waren andere, die diesen Lieferservice mitbekommen haben, begeistert und wollten ebenfalls Anzüge von Desch. Dieser blieb allerdings bis 1996 Angestellter. Erst als ihm eine Lohnerhöhung verwehrt blieb, machte sich Desch mit dem Menswear-Lieferdienst selbständig und hatte von Anfang an Erfolg. „Ich habe seit der Gründung nie bezahlte Werbung gemacht, alle meine Kunden habe ich durch Mund-Propaganda gewonnen.“ Über diesen Weg erreichte Desch auch prominente Personen wie zum Beispiel Schlagersänger Jürgen Drews, Skispringer Sven Hannawald und Fußballweltmeister Andreas Brehme. Insgesamt belieferte Anzug Alex seit der Gründung schon etwa 3500 Kunden, in Ausnahmefällen auch über den Großraum Frankfurt hinaus. „Kitzbühel, Monaco, Salzburg und viele mehr“, antwortet Desch auf die Frage, in welche Städte er schon geliefert habe. Desch finanzierte den Aufbau seines Unternehmens ohne Kredite. „Wenn ich zwei Anzüge verkauft habe, habe ich vom Geld des einen Anzugs vier neue Anzüge gekauft.“

Till Stadtbäumer
Mallinckrodt-Gymnasium, Dortmund

Die Sonne ist eine sichere Bank

Sommerbräune trotz Winterkälte?

Jeden Winter dasselbe: Die Sommerbräune verfliegt genau so schnell wie sie gekommen ist. Die JK-International GmbH aus Windhagen mit ihrer Marke Ergoline kennt diese Probleme nicht. „Ursprünglich waren wir Hersteller von Saunananlagen, die Nachfrage von Kunden hat dazu geführt, Solarien zu fertigen“, sagt Karsten Matuschka, International Brand Manager. Schon seit den 70er Jahren produziert das Unternehmen Solarien. „Heute ist das Unternehmen weltweit führender Solarienhersteller“, erzählt Matuschka.

Von den Produktionsstätten in Windhagen, Bad Honnef und Rottbitze werden Solarien in mehr als 50 Länder exportiert. Das Unternehmen hat 350 Mitarbeiter. Die Exportquote liegt bei etwa 70 Prozent, die Hälfte davon geht in die Vereinigten Staaten, dem wichtigste Absatzmarkt für Ergoline. Danach folgt der Markt in Deutschland. Hierzulande habe man laut Matuschka einen Marktanteil von etwa 70 Prozent, weltweit liegt er bei gut 40 Prozent. Die Solarien werden hauptsächlich an Gewerbebetreibende verkauft, insbesondere an Sonnen- und Fitnessstudios. „Wir produzieren Solarien nur für den Profi-Bereich“, ergänzt Matuschka. Weitere Abnehmer der Ergoline-Sonnenbänke sind Kosmetikstudios und Wellness-Anlagen.

„Etwa 75 Prozent der Kunden bräunen sich im Sonnenstudio, 20 Prozent in Fitnessstudios, und der Rest verteilt sich auf Wellness, Spa, Hotels und so weiter. Die Fitnessstudios nehmen jedoch an Bedeutung zu“, sagt Matuschka. „So kommen die 100 Millionen Euro Umsatz im Jahr zusammen.“

Neben dem Kerngeschäft, der Herstellung von Solarien und anderen Waren für Sonnenstudios wie Lampen, Hygiene- und Kosmetikartikel, werden weitere Produkte angeboten. Dazu zählt die Apparative Kosmetik, die für die Verbesserung des Hautbildes durch UV-freie Lichtspektren zuständig ist, etwa mit dem Produkt Beauty Angel. „Die Preisspanne für die unterschiedlichen Solarien liegt zwischen 6000 und 42 000 Euro“, erklärt Matuschka. Das Unternehmen hat unterschiedliche Eigenmarken. „Ergoline macht 80 Prozent des Umsatzes aus.“ Die Ergoline Solarien werden langfristig, oft über zehn Jahre lang genutzt. „Die Lampen werden nach circa 1000 Betriebsstunden ausgetauscht“, berichtet Matuschka.

Die gesundheitlichen Auswirkungen werden heiß diskutiert.

„Die Verbindung von hauptpflegendem Rotlicht und UV zur besonders hautschonenden und UV-reduzierten Besonnung ist der wichtigste Megatrend unserer Branche“, sagt Matuschka. Einer der wichtigsten technologischen Fortschritte ist zudem ein Hautsensor. Dieser misst die individuelle UV-Empfindlichkeit eines Menschen und vermeidet so den Sonnenbrand in einem Solarium. Ebenfalls arbeitet man daran, den Besonnungskomfort zu verbessern durch ergonomische Liegefläche, neue Bedienungseinheiten und durch neue Soundsysteme.

Solarien werden aber nicht von jedem gemocht, da ihre gesundheitlichen Auswirkungen ein heiß dis-

kutiertes Thema sind. Wer hat nicht schon mal darüber nachgedacht, bei Vitamin-D-Mangel einfach ins Solarium zu gehen? „Solarium-Besuche werden bei Vitamin-D-Mangel nicht empfohlen. Stattdessen kann eine Vitamin-D-Substitution in Tablettenform helfen sowie eine medizinische Phototherapie“, erklärt Hautärztin Doreen Belz vom Universitätsklinikum Köln. Karsten Matuschka hingegen berichtet von einer ärztlich begleiteten Studie zum Einfluss von Solarium-Besuchen auf einen Vitamin-D-Mangel. „Bereits nach zwei Wochen wurde ein signifikanter Vitamin-D-Anstieg gemessen. Aber wie bei allem im Leben gilt: nicht überreiben.“ Matuschka empfiehlt maximal 50 Sonnenbäder im Jahr. „Und ein Sonnenbrand sollte sowohl im Solarium als auch in der natürlichen Sonne unbedingt vermieden werden.“ Und auch die Hautärztin Belz hat einen Tipp: „60 Minuten vor einer medizinischen Phototherapie sollte keine Anwendung von Pflegeprodukten wie Cremes oder Seifen erfolgen. Ungefähr 30 Minuten nach der Therapie dürfen Pflegeprodukte wieder benutzt werden.“

Laut einer Studie geht nur ein knappes Viertel von 5000 befragten Menschen überhaupt ins Solarium. Und die Mehrheit der Solarienbesucher (53,5 Prozent) gönnt sich ein Sonnenbad nur alle paar Monate. 17,6 Prozent legen sich wöchentlich auf die Sonnenbank. Da ist es tröstlich zu wissen, dass auf jeden Winter auch wieder ein Sommer folgt. Und der wird im kommenden Jahr hoffentlich ganz besonders sonnig.

Julia Kolagina
Berufskolleg Wirtschaft u. Verwaltung, Siegen

Das Geschäft ist schleppend

Für Segelflug-Seilwinden gibt es nur sehr wenige Kunden

Vom Fliegen träumten die Menschen schon immer. Mit 14 Jahren kann der Traum vom Pilotenschein Wirklichkeit werde. Doch bevor der Segelflieger abheben kann, wird eine Seilwinde benötigt, die ihn in die Luft bringt. Skylaunch stellt solche Seilwinden her und ist eigenen Angaben zufolge Weltmarktführer. Die Firma wurde Ende der 80er Jahre in England gegründet. Von dort aus wurden bisher 150 Seilwinden in alle Welt verkauft. In Deutschland hat Skylaunch seit 2002 eine Niederlassung in Oranienbaum-Wörlitz mit sechs Angestellten. Tobias Ernst ist der Vertriebsleiter im deutschsprachigen Raum. 2015 hat Skylaunch 24 Seilwinden verkauft.

Von den 700 Seilwinden, die in Deutschland in Betrieb sind, wurden die meisten in den 50er bis 80er Jahren hergestellt und stammen von einem bayrischen Unternehmen. Dieses hat in den letzten 25 Jahren aber nur eine Handvoll Seilwinden verkauft. Auf dem Markt sind Seilwindenhersteller eher eine Randgruppe. Sie kämpfen laut Ernst mit dem Problem, dass nur kleine Stückzahlen produziert werden, da ein Kunde meist nur eine Seilwinde kauft. Die Produktion der Seilwinden erfolgt in Einzel- und Handarbeit, da sich die automatisierte Fertigung aufgrund der kleinen Stückzahlen und der individuellen Kundenwünsche nicht lohnt. Außerdem wären die Maschinen zeitlich nicht ausgelastet. Die Herstellung einer Seilwinde dauert zwei bis vier Monate.

Ernst erklärt, dass Skylaunch aus einem Stahlbau-Unternehmen hervorgegangen ist und die Seilwinden hauptsächlich aus Stahl bestehen. Auf dem Weltmarkt ist Skylaunch der einzige Seilwindenhersteller, der die Windenproduktion als Hauptgeschäft betreibt. Skylaunch bietet die Herstellung von Seilwinden mit den Antriebsmöglichkeiten Elektro, Erdgas, Benzin, Flüssiggas und Diesel an. Eine voll ausgestattete Seilwinde kostet laut Ernst rund 100 000 Euro. Zusätzlich verkauft Skylaunch auch Zubehör für Seilwinden und baut zudem Seilwinden anderer Hersteller um oder aus.

Ein Kunde von Skylaunch ist der LSV Bonn Rhein Sieg in Hangelar. Den Segelfliegern dort gefällt die einfache Inbetriebnahme und Bedienung, im Vergleich zur alten Seilwinde wird kaum noch Kraft benötigt, um das Flugzeug zu schleppen. Auch die große Auswahl an Antriebsmöglichkeiten finden die Piloten positiv. Es gibt aber auch Segelflugvereine, die eine Seilwinde selber bauen. Zu denen gehört der Aeroclub am Flugplatz in Hangelar. Auf der Homepage von Skylaunch werden Informationen zum Eigenbau einer Seilwinde gegeben. In den Segelflugvereinen können die Wartungsarbeiten der Seilwinde von Personen übernommen werden, die Kenntnisse im Bereich der KFZ-Technik besitzen, da die Antriebe vergleichbar sind.

Eva Linden
Kardinal-Frings-Gymnasium, Bonn

Das süße Sofaleben

Ein Anbieter nimmt den Begriff „Couchpotatoes“ wörtlich

Inspiziert durch die Carepake- te von Clemens’ Mutter, die ihn während des Studiums mit allerlei Nützlichem versorgte, und Sarahs Freude daran, ihren Lieben unerwartete Pakete zu schicken, war schnell klar, dass sie Snackboxen unter die Leute bringen wollten“, erklärt Melanie Buchert, Mitarbeiterin der Couch Media GmbH in Stuttgart. Aus dieser Idee heraus gründeten Sarah Haide und Clemens Walter 2013 ihre Firma, von der die MyCouchbox ein Projekt ist. Es handelt sich um eine Überraschungsbox, gefüllt mit acht bis zehn Produkten wie Süßigkeiten, Snacks und Getränken. „Wir legen Wert auf Vielfalt und wählen nach Neuheit und Beliebtheit der Produkte aus. Wir geben unseren Markenpartnern gerne ihre bevorzugten Monatsplätze und richten uns auch nach den Jahreszeiten“, sagen die Gründer.

Die Box ist monatlich erhältlich und lässt sich einmalig für 11,99 Euro, im Abo für 9,99 Euro oder als Gutschein bestellen. Man kooperiert mit mehr als 170 Markenpartnern von kleinen Start-Ups bis hin zu großen und auch ausländischen Snackherstellern. Laut Buchert bekommen sie viele Produkte kostenlos oder zu günstigen Konditionen angeboten, weshalb der Warenwert von mindestens 15 Euro tatsächlich immer höher ist als der Kaufpreis. Nach dem Probieren der verschiedenen Snacks können die Kunden auf der Internetseite die Produkte bewerten.

„Wir gehen solche Kooperationen ein, um unsere Produkte bei einer bestimmten Zielgruppe, die wir nicht über klassische TV-Spots erreichen, bekannt zu machen“, erklärt Hannah Strüver, Leiterin der Marken- und Produkt-PR bei der Dr. August Oetker Nahrungsmittel KG, die seit Mitte 2015 mit der MyCouchbox kooperiert. „Gerne werden Neuproduk-

te als Beileger genommen. Darüber hinaus besteht der Vorteil darin, dass sich die Abonnenten der MyCouchbox von den probierten Produkten überzeugen, darüber sprechen und somit in ihren persönlichen Netzwerken bekannt machen.“

Couch Media hat rund 12 festangestellte Mitarbeiter, die durch Teilkraftkräfte unterstützt werden. Laut Buchert sind die Kunden vor allem Frauen und Familien und circa 25 bis 37 Jahre alt. Außerdem gehören zu den Kunden Studenten, die Geld sparen wollen. Besonders beliebt seien die Boxen um Weihnachten herum als Geschenk. „Es gibt andere Boxenanbieter in unserem Segment. Die MyCouchbox ist aber im Internethandel in der Branche der Snack- und Süßwarenboxen Marktführer in Deutschland und Österreich“, sagt Buchert. Nach Angaben der Gründer hat das Projekt durch die Crowdfunding-Plattform Companisto in fünf Wochen 300 000 Euro eingenommen. Die Firma startete mit dem Verkauf von 50 Boxen aus dem Wohnzimmer heraus, die innerhalb von 80 Minuten verkauft waren. Heute verkauft sie mehrere tausend Einmal- und Aboboxen im Monat. Nach Angaben von Haide ist der Umsatz von rund 18 000 Euro im Januar 2015 auf 155 000 Euro im Juli 2015 gestiegen. Lag der Gesamtumsatz 2014 noch bei 112 000 Euro, so betrug er 2015 das Doppelte. Für 2016 plant man einen Umsatz von 1 Million Euro. Die Gewinnmarge liegt pro Box bei 50 Prozent und mehr. „Wir sehen uns nicht als Konkurrenz zum klassischen Supermarkt, sondern als Erweiterung. Wir bieten ein besonderes Käuferlebnis durch die Überraschung und die Freude beim Auspacken“, sagt Buchert.

Elisa Uliczka
Mallinckrodt-Gymnasium, Dortmund

Konzertbesucher am laufenden Band

Heliotextil fertigt die Kontrollbänder für große Festivals

Egal ob bei Sport- und Musikevents oder in Regierungsbehörden, die Nachfrage nach textilen High-Tech-Produkten wächst. Dazu zählen gewebte Bänder, die von der Heliotextil – Harald Platzer GmbH in Wien produziert werden. Das Unternehmen wurde 1811 gegründet. Im Kernbetrieb arbeiten nur 30 Mitarbeiter, doch in der Hochsaison werden bis zu 500 Arbeitskräfte beschäftigt. Kontrollarmbänder, Stoffetiketten, Fahnen und Werbebanner gehören zum Produktsortiment.

Mit einem Marktanteil von bis zu 50 Prozent führt Heliotextil eigenen Angaben zufolge nicht nur in Mittel- und Osteuropa, sondern auch in Skandinavien und Japan den Markt an. Geschäftsführer Michael Piermayr erklärt, dass der Einfluss auf den südamerikanischen Markt derzeit stark steige. Das Erfolgskonzept scheint einfach zu sein: Der Chef – Herr Platzer – sei, laut Piermayr, ein Patron „vom alten Schlag“, der stark auf Innovation setze. Trotz der Konkurrenz in China werden jedes Jahr nach Angaben des Geschäftsführers mehr als 40 Millionen Produkte verkauft, und der Umsatz liege bei gut 20 Millionen Euro. Um sich vor Nachahmern in Fernost zu schützen, besitzt Heliotextil in China und Taiwan mehrere Patente.

Deutschland und die USA zählen zu den größten Absatzmärkten. Im Sommer 2015 setzten beispielsweise sieben der zehn größten Festivals in Deutschland, wie etwa Southside und Hurricane, die Kontrollbänder von Heliotextil ein. „Die Qualität war gut, der Preis hätte insgesamt noch etwas günstiger sein dürfen“, erklärt der Veranstalter der Southside und Hurricane Festivals FKP Scorpio Konzertproduktionen GmbH.

Die gewebten Bänder kommen vor allem in drei Bereichen zum Einsatz: als Kontrollarmbänder, in der Autozulieferindustrie zur Kennzeichnung von Autotextilien während der Produktion, und als textile Kennzeichnung für die Pflegeanleitung und Bestandteile von Produkten. Gewebte Kontrollarmbänder sind laut Piermayr mit 20 Millionen Stück im Jahr das meistverkaufte Produkt der Firma. Verwebt werden die ökotext Zertifizierten Polyester-garne auf Mügrip Webstühlen. Je nach Ausstattung kosten 500 Kontrollarmbänder zwischen 200 und 300 Euro. Ihre Hauptfunktion ist eine sichere Zutrittskontrolle. Laut Peter Klaus von Heliotextil bezahlen oft Sponsoren die Kontrollbänder, um ihr Logo darauf zu platzieren. Hauptkunden seien in erster Linie Musikfestivals und große Sportveranstaltungen wie zum Beispiel

die Fußball-Europameisterschaft. „Doch die Gegenseite schläft nicht“, sagt Klaus. „Nur durch Innovationen kann man sich von Mitbewerbern abheben“, meint Piermayr. Dazu zählen zum Beispiel die selbstverschließenden Verschlüsse.

Der Exportanteil von Heliotextil liegt eigenen Angaben zufolge bei nahezu 100 Prozent. Auch gibt es Kooperationen mit führenden Softwarefirmen auf dem Gebiet RFID. RFID Transponder ermöglichen eine berührungslose Datenerfassung zur Auszeichnung und Identifikation von Waren, Objekten, Personen und Nutztieren. RFID Kontrollarmbänder haben Vorteile im Bereich Cashless Payment und Social Media. Festivalbesucher können zum Beispiel persönlich begrüßt und individuell angesprochen werden. „Uns hat der Verschluss der Stoffbänder überzeugt und der gute Preis für Stoffbänder mit RFID Chips“, erklärt die Presseagentur von FKP Scorpio Konzertproduktionen. Die Nachfrage nach Kontrollarmbändern mit dem RFID Kontrollsystem wächst. Klaus verrät, dass der deutsche Markt als technologischer Nachzügler gesehen wird. „Es wird nur das übernommen, was in anderen Ländern schon etabliert ist.“

Lena Roser
Wentzinger-Gymnasium, Freiburg i.Br.

Die gelbe Revolution in leitender Funktion

Fränkische Rohrwerke haben das Dränrohr erfunden

Führt man sich das Innenleben alltäglicher Dinge vor Augen, findet man oft Rohre und Leitungen: Kraftstoff, Energie, Wasser oder Daten müssen transportiert werden. Eine Firma, die solche Leitungen herstellt, ist die Fränkische Rohrwerke Gebr. Kirchner GmbH & Co. KG. „Fränkische ist Otto Kirchner“, sagt Pressesprecherin Frauke Barnofsky. Sie weist damit auf Otto Kirchner Senior hin, der 1910 als Gesellschafter in die 1906 gegründete Firma eingestiegen ist, aber auch auf den heutigen Firmenchef Otto Kirchner, den Enkel, der seit 2006 an der Firmenspitze steht.

1912 hatte das Unternehmen nach einem Großbrand seinen Hauptsitz von Schweinfurt nach Königsherg in Bayern verlegt. 1949 übernahm Auguste Kirchner, die Großmutter des heutigen Inhabers, nach dem Tod ihres Mannes die Firmenleitung aus amerikanischer Treuhänderschaft. 1923 beendete sie als eine der wenigen Frauen ihr Chemie-Studium mit der Promotion. Bekannt geworden ist die Fränkische später durch ihr gelbes Dränrohr. 1961 revolutionierte das weltweit erste gewellte und endlos produzierte Dränrohr aus Hart-PVC die Welt der Entwässerung. Gelb ist auch das Firmenlogo. „Am Anfang war das berühmte Dränrohr gar nicht gelb“, klärt Barnofsky auf, „sondern schweinenrosa.“ Geändert wurde die Farbe aufgrund eines gemeinsamen Lasters des ersten Vertreters für das Dränrohr und Fritz Kirchner, dem Vater des heutigen Geschäftsführers. Das Laster bestand im Genuss der Zigarettenmarke Ernte 23, die in der orangegelben Schachtel ein Wegbegleiter für beide war. „Es ging den Herren darum, dass das Rohr eine leuchtende Farbe, ähnlich der Zigaretenschachtel, bekommen sollte. Gelb war dann wohl noch leuchtender als Orange“, erklärt sich Barnofsky die Farbentscheidung. Und sie führt weiter aus: „Vorläufer des gelben Kunststoffdränrohrs waren Tondränrohre.

Ist die Farbe eher ein Zufallsprodukt, so ist der Produktname wohlüberlegt. Die Bezeichnung ‚FF-Drän‘ leitet sich von ‚Fränkische‘ und ‚flexibel‘ ab. Neben der Ringbundlänge stellte gerade die Flexibilität des Rohrs die herausragende Produkteigenschaft dar, die den Durchbruch in der Verlegung ermöglichte. Mit diesem flexiblen und geschlitzten Kunststoffrohr aus Hart-PVC für die landwirtschaftliche Dränung leitet die Fränkische eine grundlegende Veränderung in der Meliorationstechnik ein und schafft die Voraussetzungen für eine wirtschaftlichere Dränrohrverlegung. Bis zu diesem Zeitpunkt sind nur Metall- und Isolierrohre gefertigt worden.“ Das gelbe Dränrohr wird heute nach wie vor in der landwirtschaftlichen Drainage verwendet. Daneben bietet man aber auch Entwässerungsrohre für den Garten- und Landschaftsbau, die Hausdrainage und für die Verkehrswegeentwässerung an. Im Geschäftsjahr 2014/2015 hat das Unternehmen „einen Umsatz von 396 Millionen Euro erzielt“, sagt Geschäftsführer Otto Kirchner. Der 50-Meter-Ring FF Drän mit einer Standardschlitzbreite von 1,2 Millimeter hat im Katalog 2016 einen Meterpreis von 2,15 Euro bis 16,60 Euro.

Die Rohrwerke haben sich zu einem Global Player entwickelt. „Das Auslandsgeschäft liegt bei mittlerweile mehr als 50 Prozent“, erklärt Barnofsky. In den vergangenen zehn Jahren wurden weltweit Produktions- und Vertriebsstätten eröffnet, von Österreich bis China, um Vertriebswege zu sparen und die Umwelt zu schonen. Insgesamt besitzt die Fränkische 13 Produktions- und acht Vertriebsstandorte. Von den insgesamt 3000 Mitarbeitern sind rund 1700 in Deutschland beschäftigt.

Das Unternehmen hat fünf Standbeine. Dazu zählen neben der Drainage und der Automobilindustrie die Bereiche Elektro, Haustechnik und der Industriebereich, der unter an-

derem Teile für Produktionsmaschinen herstellt. „Fränkische ist Weltmarktführer in der Jahresproduktion von Kunststoffwellrohr, gemessen nicht in Tonnage, sondern in Metern Rohr“, stellt Kirchner fest.

Mit dem gelben Dränrohr waren Innovationsgeist und Erfindergeist nicht am Ende. Das zeigen unter anderem die Rigofill-Blöcke aus dem Drainage-Bereich, die der Versickerung, Rückhaltung und Speicherung von Regenwasser dienen und erst vor kurzem eine Weiterentwicklung erhielten, sodass sie wie Eierschachteln ineinander gesteckt werden können, um diese auch über weitere Entfernungen als bisher zu transportieren. Auch das Datalight-System aus dem Elektro-Bereich, das zum Aufbau eines IT-Netzwerkes konzipiert ist, soll in Zukunft eine größere Rolle spielen. Datalight ermöglicht ein Strom- und Datennetz in den eigenen vier Wänden, das, durch den separatgeführten Lichtwellenleiter, eine höhere und sichere Übertragungsrate gegenüber den üblichen WLAN- oder Powerline-Lösungen eröffnet. Zudem spart es bis zu 80 Prozent der Energie gegenüber herkömmlichen Lösungen ein. Entwicklungsleiter Marco Siller erläutert: „Datalight wurde 2012 eingeführt und ermöglicht dem Elektroinstallateur, Installationen von Elektro- und Datenleitungen in einem Rohr durchzuführen.“ Da Energie- und Datenversorgung normalerweise gesondert voneinander in eigenen Leitungen verlegt werden müssen, bringt das Datalight-System mit seinen in sich selbst isolierten Abtrennungen den Vorteil mit sich, dass beides durch ein Rohrsystem laufen kann. Mit Julius Kirchner steht bereits die vierte Generation in den Startlöchern, sodass die Nachfolge im Familienunternehmen, das täglich circa zwei bis drei Millionen Meter Rohre verschiedenster Art herstellt, gesichert ist.

Manuel Häpp
Bayernkolleg Schweinfurt

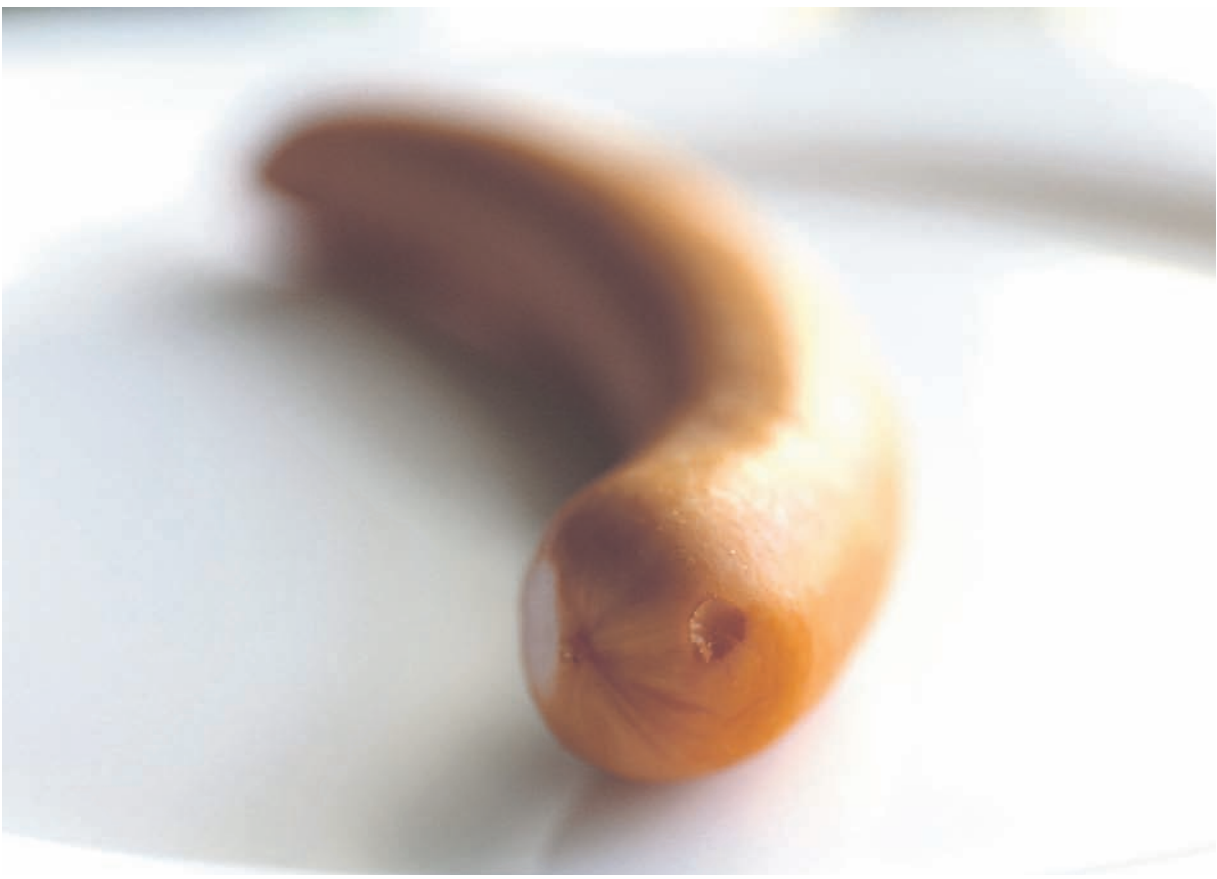
Sie wollen ihr fleischlich nahekommen

Vegetarische Ernährung liegt im Trend / Mit Gewürzen imitiert van Hees die Wurst

Das ist das große Klavier der Gewürzherstellung. Durch die richtigen Töne kommt ein schönes Lied heraus, und das ist dann der Geschmack, der sich im Endprodukt, ob mit oder ohne Fleisch, entfalten kann“, sagt Alexander Stephan, verantwortlicher Produktentwickler der van Hees GmbH. Vegetarische Ernährung liegt im Trend. Es gibt 7,8 Millionen strikte Vegetarier in Deutschland. Und wenn man die Flexitarier hinzurechnet, die zwar Fleisch essen, aber gerne auch zu vegetarischen Produkten greifen, eröffnet sich ein großer Markt. Daran orientieren sich auch traditionelle Fleischwarenhersteller. „Van Hees hat frühzeitig das Potential in vegetarischen Produkten erkannt. Die Firma ist seit den 40er Jahren in der Fleischwarenindustrie erfolgreich. Mit 400 Mitarbeitern werden heute in Werken auf der ganzen Welt Lebensmittelzutaten, Gewürze, Gewürzmischungen, Kräuter, Marinaden, Aromen und Mischungen hergestellt“, erläutert Stephan.

Firmengründer Kurt van Hees war ein Pionier in der Entwicklung von Lebensmittelphosphaten für die Fleischwarenproduktion. 1947 gründete er seine Firma. In den 60er Jahren entstand das Werk in Walluf. Groß geworden ist die Firma mit Konservierungsmitteln für Obst und Gemüse sowie mit Geschmacksverstärkern. So war van Hees Pionier im Einsatz von Geschmacksverstärkern auf der Basis von Natriumglutamat. Eine weitere Spezialität ist ein Kutterhilfsmittel namens Plasmal für Brühwurst auf Phosphatbasis.

Heute liefert van Hees seine Produkte in mehr als 80 Länder. „Interessant ist, wie sich die Essgewohnheiten ändern“, sagt Marketingleiter



Diese Wurst ist eine Wurst – auch wenn René Magritte das vermutlich anders gesehen hätte.

Foto privat

Robert Becht. Die Herstellung vegetarischer Wurstwaren mit Struktur gebendem Hühnerei-Eiweiß und einer speziellen Würzmischung ist eine der wichtigsten Innovationen in diesem Marktsegment. Momentan ist van Hees laut Becht der Toplieferant von Gütezusätzen und geschmacklichen Lösungen für den vegetarischen Markt. „Wenn wir uns weiterhin nur auf Fleisch fixiert hätten, wäre jemand anderes auf die Idee gekommen, den vegetarischen Markt zu erobern“, meint Becht. Vor zehn Jahren lag der Jahresumsatz noch bei 70

Millionen Euro, 2015 waren es 130 Millionen. Vegetarische Produkte machen etwa 4 Prozent aus.

„Derzeit reden wir von circa 42 Prozent der Bevölkerung, die sich flexitarisch ernähren“, erläutert Stephan. Deshalb soll die vegetarische Wurst nicht nur so aussehen wie echte Wurst, sondern ihr auch geschmacklich nahekommen. „Selbst wir als Fachleute tun uns da zum Teil schwer, wenn die Produkte zwischen konventionellen Produkten präsentiert werden, zu beurteilen, welche genau nun die vegetarischen

und welche die echten sind.“ Die vegetarischen Produkte sind ein Alleinstellungsmerkmal von van Hees. „Zum Einsatz kommen Gewürze, Gewürzextrakte, natürliche Aromen und pflanzliche Eiweiße“, erläutert Stephan. Sensoriker haben die Aufgabe, die richtigen Gewürze und natürlich vorkommende Extrakte zu finden, um Geschmackseindrücke hervorzurufen, die dem Fleischprodukt verblüffend ähnlich sind.

In Walluf werden zwischen 30 und 40 Tonnen verschiedener Mischungen hergestellt. „Der Kunden-

kreis reicht vom kleinen Handwerker bis hin zum Großindustriellen im In- und Ausland“, sagt Stephan. Die Hauptkonkurrenten stammen aus der Gewürzindustrie. Schnell wurde erkannt, dass der Rohstoff Hühnereiweiß der Schlüssel für vegetarische Produkte ist. Becht betont aber: „Die besondere Würzmischung für vegetarische Produkte gelingt bis jetzt noch keinem anderen Unternehmen so gut wie van Hees, sodass selbst Fleischesser die Unterschiede kaum herausschmecken.“ Da das Hühnereiweiß aber tierischen Ursprungs ist, wird weiterhin versucht, auch vegane Produkte zu entwickeln.

„Wir achten darauf, die Rohstoffe in den Ursprungsländern zu kaufen, weil sich so kürzere Produktionsketten bilden. Unsere Einkäufer fahren zum Beispiel nach Vietnam, um dort Pfeffer einzukaufen“, erklärt Becht.

Van Hees hat auch die europaweit erste dedizierte Halal-Produktionsstätte aufgebaut. Das arabische Wort „halal“ bedeutet im Deutschen so viel wie „erlaubt“ oder „zulässig“. Es legt fest, was nach islamischem Glauben erlaubt ist. Weit über eine Milliarde Menschen ernähren sich weltweit von Halal-Produkten. „Jedes Produkt, das zum Beispiel in die Türkei geliefert wird, ist Halal-zertifiziert. Auch hier liegt ein Markt mit enormem Potenzial vor“, sagt Becht. Da es schwierig gewesen wäre, die Halal-Produktion in die eigene Produktion zu integrieren, hat van Hees vor vier Jahren das Werk in Wuppertal zum alleinigen Halal-Standort umgebaut. „Am Standort Wuppertal ist alles Halal-zertifiziert, sogar die Seife, die die Mitarbeiter benutzen“, betont Stephan.

Pauline Marie Hamscher
Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, Gießen

Damit auf das Gute kein schlechtes Licht fällt

Phineo findet mächtige Partner für soziales Engagement

Der gemeinnützige Sektor in Deutschland kann sich mit seinen rund 620 000 gemeinnützigen Organisationen, 2,3 Millionen Menschen, die in diesem Bereich arbeiten, und mit einem Anteil von 4,1 Prozent des Bruttoinlandprodukts sehen lassen. Die Bereitschaft für soziales Engagement ist groß, doch es gibt oft einen Haken. Man hat zwar die finanziellen Mittel und die Motivation, Geld in eine gute Sache zu stecken, doch woher weiß man, was eine gute Sache ist? Angeht es von 620 000 Non-Profit-Organisationen kostet es viel Zeit, ein passendes Förderprojekt zu finden, bei dem man weiß, dass das Geld auch wirklich ankommt und etwas verändert. Dieses Problem sah auch Andreas Rickert, Gründer der gemeinnützigen Aktiengesellschaft Phineo mit Sitz in Berlin. Phineo ist ein Analyse- und Beratungshaus mit dem Ziel, den gemeinnützigen Bereich in Deutschland zu stärken. Vor der Gründung von Phineo war Rickert als Direktor bei der Bertelsmann Stiftung und als Projektleiter bei der Unternehmensberatung McKinsey tätig. „Ungefähr 90 Milliarden Euro werden pro Jahr in dem gemeinnützigen Sektor erwirtschaftet. Das ist ungefähr so viel wie im Baugewerbe. Das ist toll, aber für jemanden, der sich als Spender oder als Stiftung engagieren möchte, ist es ganz schwer herauszufinden, wo man sein Geld hingeben soll. Was sind gute Orga-

nisationen, denen ich mein Geld anvertrauen kann?“, erzählt Rickert. Das Gründungsteam bestand aus einem Dutzend Personen, heute ist die Mitarbeiterzahl auf 45 gestiegen. Auch ein ehemaliger Staatssekretär für Arbeit und Integration ist dabei, der weiß, wie die öffentliche Verwaltung tickt. Die Vision von Phineo ist eine lebendige Zivilgesellschaft, in der Gutes tun und Gutes bewirken fest zusammengehören. Phineo analysiert Projekte aus gesellschaftlichen Problemfeldern und veröffentlicht die Ergebnisse in sogenannten Themenreports. Bisher wurden Themenreports zu 15 verschiedenen Themen veröffentlicht, darunter „Kinder in Armut“, „Klimaschutz“ und „Engagement für Flüchtlinge“. Die Organisationen werden hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Wirkungspotenzials untersucht. Von Wirkung spricht man dabei, wenn ein Projekt nicht nur Angebote durchführt, sondern wenn sich bei den Zielgruppen und in ihrem Lebensumfeld auch etwas verändert. Nachdem ein Projekt das vierstufige Analyseverfahren erfolgreich durchlaufen hat, erhält es ein kostenloses Spendensiegel, das sogenannte „Wirk-Siegel“. Mittlerweile wurden rund 800 Organisationen mit ihren Projekten analysiert und 223 davon mit dem Wirk-Siegel ausgezeichnet.

Dazu zählt auch das Projekt „Fußball trifft Kultur“ der gemeinnützigen Organisation LitCam in

Frankfurt, die bei Kindern durch eine Kombination von Fußballtraining, Förderunterricht und kulturellen Aktivitäten die Motivation zum Lernen stärkt und das Interesse für kulturelle Themen weckt. „Phineo hat uns durch seine Prüfung intern sehr geholfen, uns besser und transparent aufzustellen. Und für die für unsere Projekte wichtigen Förderer ist ein solches Siegel auch eine zusätzliche solide Grundlage, um darauf zu vertrauen, dass wir zuverlässige Partner sind. Ein besonderes Ereignis war für uns natürlich die öffentlichkeitswirksame Verleihung des Wirk-Siegels 2015 mit Dirk Nowitzki“, sagt Karin Plötz, Direktorin von LitCam.

Phineo ist auch Kooperationspartner bei der Initiative „Deutschland rundet auf“. Das Beratungshaus prüft die Förderprojekte unentgeltlich und stellt damit sicher, dass jeder gesammelte Cent maximale Wirkung entfaltet. Diese Aktion, der sich verschiedene Händler wie Temma, Penny, Netto oder Toom Baumarkt angeschlossen haben, hat seit Beginn der Initiative rund 5,3 Millionen Euro eingesammelt.

Zudem möchte Phineo gemeinnützige Organisationen dazu befähigen, noch wirkungsvoller zu arbeiten, etwa durch Workshops und die Veröffentlichung von Analysen. Dazu zählt auch das Kursbuch Wirkung. Solch eine praxisorientierte Publikation gab es in Deutschland zuvor nicht. „20 000 Exemplare des Kursbuchs sind bereits im Umlauf“,

meint Rickert. Schließlich fungiert Phineo auch als Berater von sozialen Investoren, die ihre Spenden als strategische Investition in die Gesellschaft verstehen. Vor allem Förderungen im Bildungsbereich sind sehr beliebt, doch Phineo versucht den Geldgebern zu vermitteln, nicht immer nur auf populäre und öffentlichkeitswirksame Themen zu springen. Es gebe schließlich große gesellschaftliche Problemfelder, wo nicht sehr viel gefördert wird. „Zum Beispiel das Engagement gegen rechte Gewalt“, zählt Rickert auf, „ein unbeliebtes Thema, es ist aber trotzdem notwendig, dass man da etwas macht. Oder häusliche Gewalt: Obwohl es ein riesengroßes gesellschaftliches Problem ist, engagieren sich nicht viele dort – weil es dafür zu wenig Aufmerksamkeit gibt und viele Hemmungen haben, sich mit diesem schwierigen Thema zu beschäftigen.“

Bis 2015 wurden mehr als 50 Kunden von Phineo beraten, darunter die Eckes-Granini Group oder die Deutsche Telekom Stiftung. Zur Zeit der Gründung war man sich des Erfolgs noch nicht so sicher: „Wir waren ein klassisches Startup mit einer guten Idee, bei der es jetzt darauf ankam, die anderen zu überzeugen“, erinnert sich Rickert. „Es gab am Anfang eine gewisse Enttäuschung, dass es eben doch nicht so war, dass uns die Türen eingerannt wurden. Es war nicht so, dass alle darauf gewartet haben, sondern wir haben

unsere Botschaft sehr aktiv in die Zielgruppen getragen.“. Das habe gefruchtet. Das Gesamtbudget von Phineo lag im vergangenen Jahr bei 3,25 Millionen Euro. Hauptgesellschafter der Phineo gAG sind die Gruppe Deutsche Börse und die Bertelsmann Stiftung, zu den weiteren Gesellschaftern zählen unter anderen KPMG und PWC.

Die Erfahrung von Phineo in Anspruch genommen hat auch Susanne Klatten, reichste Frau in Deutschland und BMW-Erbin, die mit Phineo die SKala-Initiative ins Leben gerufen hat. Klatten möchte in den kommenden fünf Jahren bis zu 100 Millionen Euro für besonders wirksame Projekte und Organisationen zur Verfügung stellen. Susanne Klatten begründet die Zusammenarbeit mit Phineo so: „Mir geht es nicht nur darum, Geld zu spenden. Viel wichtiger: Ich möchte meine Mittel so wirkungsvoll wie möglich einsetzen. Ich habe vom Ende her gedacht und gesagt, dass das Geld nicht durch zu viele Köpfe hindurchgehen soll. Die Spendenmittel werden nach klaren Wirkungskriterien vergeben und nicht mit der Gießkanne verteilt.“ Die vier Bereiche, in denen Klatten gesellschaftliche Herausforderungen sieht, sind „Inklusion und Teilhabe“, „Brücke zwischen den Generationen“, „Kompetenz- und Engagementförderung“ sowie „Katastrophenhilfe“.

Marina Milak
Berufskolleg Siegburg

Zur Therapie ins Atelier

Kunst hilft nicht nur traumatisierten Kindern / Auch Firmen buchen Teamworkshops



Kunst für Autisten: Malen hilft bei Problemen jeglicher Art.

Foto Paulina Thillmann

Ich möchte einen kleinen Teil dazu beitragen, dass unsere Gesellschaft offener wird“, sagt Anuschka Rausch. Als selbständige Kunsttherapeutin, Kreativ- und Museumspädagogin verbessert sie das Leben von Kindern und hilft ihnen bei Problemen jeglicher Art. Seit 2004 gibt Anuschka Rausch in ihrem Atelier Kunst(T)Raum in Langensteinbach, Landkreis Karlsruhe, Einzeltherapien für Kinder und Jugendliche mit verschiedenen Problemen wie Magersucht, ADHS oder Autismus. Sie hilft zudem regelmäßig Schulklassen der Förderschule für Kinder mit unterschiedlichen geistigen Behinderungen, Grundschulklassen und Klassen der E-Schule für schwer erziehbare und traumatisierte Kinder. Hierbei verwendet sie kreatives Arbeiten als Annäherung an Probleme, die ihre Patienten haben.

Oft ist so eine Ablenkung genau der richtige Umgang mit Aggressionen, Konzentrationsbeschwerden und Selbstverletzungsdrängen, denn die Kinder und Jugendlichen können ihre Gefühle in ungeahnter Weise freilassen. Sie gibt auch Teamwork-

shops für Firmen zur Gruppenstärkung und Malkurse für Kinder und Erwachsene in ihrem Atelier. Für diese Arbeit war ein Studium der intermedialen Kunsttherapie und Kreativpädagogik nötig, das Anuschka Rausch mit 32 Jahren antrat. Denn als sie mit 15 Jahren mit der Schule fertig war, wollten ihre Eltern, dass sie zunächst etwas anderes macht als eines von drei Kunststipendien anzunehmen. Bereits während ihres Studiums an der Medical School Hamburg war ihr die Zusammenarbeit mit Menschen wichtig.

Bei ihrer Arbeit fast immer mit dabei ist Therapiebegleithund Bella. Der Golden Retriever liegt erwartungsvoll und ruhig neben ihr. Die Kinder, mit denen sie arbeitet, haben mittlerweile eine innige Beziehung zu Bella. Sie hilft vor allem Kindern, die Probleme haben, in Kontakt mit anderen Menschen zu treten. Meistens müssen in einer Therapie mit einem Kind Respekt und Vertrauen erst aufgebaut werden. Dabei senkt der Umgang mit Bella Hemmschwellen. Sie wird auch für Kinder mit Lese-Recht-schreib-Schwäche eingesetzt, da sie

ein nicht kritisierender Zuhörer ist. Ebenso zeigt sie mit einem Leckerli auf der Pfote, was Nein sagen bedeutet.

Neben den vielfältigen Gruppen- und Einzeltherapien arbeitet Rausch auch für das Jugendamt und den Sozialen Dienst. Wenn sie auf Problemfamilien aufmerksam gemacht wird, wirft sie auch mal die Termine ihres oft zwölfstündigen Arbeitstags über den Haufen. In solchen Fällen versucht Rausch in Eltern-Kind-Workshops Eltern die Kinderrechte näherzubringen und die Probleme in der Familie zu ändern und nur notfalls das Kind aus der Familie nehmen zu müssen, um ihm ein neues Leben in einer Pflegefamilie zu ermöglichen. Dann zeigt sie Pflegeeltern, was sie dafür tun können, dass es dem Kind trotz schwieriger Herkunft gutgeht.

Diese selbständige Arbeit ist zwar hart, macht Anuschka Rausch aber dennoch glücklich. Vor allem wenn die Rückmeldung von Pflegeeltern, Eltern oder den Kindern kommt, dass es ihnen gut geht.

Renana Hoyer
Max-Planck-Gymnasium, Karlsruhe

Profi mit Profil

Der Intendant Wilfried Schulz über seinen Beruf

Rauschender Applaus. Stehende Ovationen. Die Zuschauer sind begeistert. Die Hände tun noch weh vom Klatschen, während das Publikum den Zuschauersaal verlässt. Viele schauen sich noch einmal in dem mit Stuck verzierten imposanten Raum um. Der Intendant, der bei solchen Premieren im Anzug glänzt, sitzt nun lässig in Jeans und T-Shirt am Konferenztisch in seinem Büro. Nebenan: Ausgestorbene Flure, leergefegte Büroplätze. Stille. Doch Wilfried Schulz arbeitet noch. Der Intendant leitet das Schauspielhaus in allen künstlerischen und wirtschaftlichen Aspekten. „Ein Schauspielhaus funktioniert in seinen internen Strukturen wie ein ganz normaler Großbetrieb“, sagt er. „Nur dass wir eben keine Nägel produzieren sondern Theater machen.“

20 Millionen Euro erhält er dazu jedes Jahr an Subventionen. „Geld, mit dem in erster Linie die Mitarbeiter bezahlt werden, was schon 90 Prozent der Gesamtsumme ausmacht.“ Immerhin decken die Zuschauer 10 bis 20 Prozent der Gesamtkosten. Der Intendant jongliert aber nicht frei mit den astronomischen Summen, sondern sei an feste Regeln gebunden und damit an uferlose Bürokratie.

Jede Aufführung erfolgt im Rahmen eines Profils, das auf die Stadt zugeschnitten ist und sich an ihrer Vergangenheit, an ihren Brennpunkten, an ihrer Literatur und an der Tradition des Schauspielhauses orientiert. Auf Grundlage des Profils wird der Spielplan erstellt. Mit einem Team aus Dramaturgen und Regisseuren sucht der Intendant nach den aktuellen Themen, die die Leute beschäftigen. Sie sollen sich aber auch amüsieren oder vor den Kopf gestoßen werden. „Ein Spielplan versucht schon von seinen Themen her so komplex zu sein, wie die Menschen auch, und der Spielraum ist immer ein Raum des Ausprobierens und auch ein Denkraum und ein Fühlraum.“

Die Bühne fungiert als Schauplatz gewaltfreier Diskussion und Positionierung. Auf der Bühne wird ausprobiert, gestritten und versöhnt. Sie schafft einen Raum der unbegrenzten Möglichkeiten, in dem in alle Richtungen gedacht werden

darf. In Dresden stach vor allem eine Inszenierungen wie „Terror“ von Ferdinand von Schirach durch Burghart Klaußner heraus, die solche kritischen Themen behandelt.

Alle künstlerischen Entscheidungen liegen in der Hand des Intendanten. Er entscheidet, welche Gastspiele kommen. Er entscheidet, ob Hamlet oder Othello aufgeführt wird, welche Regisseure er einladen möchte, welche Schauspieler als Gäste engagiert werden. Je nach Auffassung des Intendanten ist seine Position vergleichbar mit der eines Monarchen.

Wilfried Schulz hat das Dresdner Staatsschauspiel von 2009 bis 2016 geleitet, bevor er an das Düsseldorfer Schauspielhaus wechselte. Der Wechsel des Intendanten bedeutet eine komplette Umstrukturierung. Der alte Intendant geht, nimmt einen Teil seines Teams mit, einige Leute bleiben am Haus oder gehen an andere Häuser. Das Profil wird aufgelöst. „Das Dampfschiff fährt kurz in den Hafen ein, das Karussell hört auf sich zu drehen, um neuen Anlauf zu nehmen.“ Offiziell hat der alte Intendant keinen Einfluss auf die Besetzung seines Nachfolgers. Inoffiziell kann er beraten. „Ein direkter Vorschlag, wäre eine Entwürdigung. Der Nachfolger soll genommen werden, weil er toll ist, weil man sich positiv für ihn entscheidet, und nicht, weil ihn jemand anderes da reinschiebt.“

Ein neuer Intendant bedeutet auch ein neues Profil. Dem nähert er sich in drei Schritten: Erstens: Charakterisierung der Stadt. Zweitens: Sondierung der Infrastruktur des Schauspielhauses, was auch die Arbeitsabläufe betrifft. In welchem Rhythmus wird gearbeitet? Was muss an dieser Routine verändert werden? Drittens: Neues Team zusammenstellen, mit dessen Hilfe ein neues Profil erstellt wird, was nicht selten ein Bruch mit den alten Themen bedeutet. Jeder Intendant möchte seiner Intendanz eine eigene Note verleihen, die in Erinnerung bleibt. Die Zuschauer sollen neu überrascht werden. „Ich begeben mich auf eine neue Reise, mit neuen unerwarteten Herausforderungen, auf die ich sehr gespannt bin.“

Juliette Favre
Romain-Rolland-Gymnasium, Dresden

Die Musik kommt aus dem Handgelenk

Scheinbar wie von Zauberhand bringt die Frankfurter Musikerin Susanne Kohnen auf einem Theremin Töne zum Klingen

Was Menschen am Theremin fasziniert, ist das berührungsfreie Spiel und die Bewegung der Hände, die in Klang übergeht“, sagt Susanne Kohnen. Die selbständige Musikerin spielt neben Oboe und Saxophon das Theremin. 1920 stellte der russische Physiker und Cellist Lew Sergejewitsch Termen ein von ihm gebautes Musikinstrument vor, das als erstes und ältestes elektronisches Musikinstrument gilt. Sein Name geht auf diesen russischen Erfinder zurück, der sich in den Vereinigten Staaten Leon Theremin nannte.

Der Aufbau eines Theremins, das schon für 300 Euro zu erwerben ist, ist simpel: Aus dem 40 Zentimeter langen, 15 Zentimeter breiten und 11 Zentimeter hohen Holzkasten ragt rechts und links in Hüfthöhe jeweils eine Antenne heraus. Während die rechte vertikal in die Höhe ragt, gleicht die linke einer horizontalen Schlaufe. Physikalisch gesehen sind

es zwei Antennen an einem braunen, 1500 Gramm schweren Resonanzkörper, die ein elektromagnetisches Feld aussenden, in das der Spieler mit seinen Händen einwirkt.

Da es keine fest definierten Töne gibt, sondern sämtliche Töne in einem bestimmten Spektrum mit beliebiger Dynamik gespielt werden können, ist die Spielweise nicht anspruchsvoll. Zwei Antennen messen den Abstand der Hände im Bereich von 50 Zentimetern um diese Antennen herum. Dabei reguliert die linke Hand durch die vertikale Bewegung über der einen Antenne die Lautstärke: „Je weiter ich die linke Hand von der einen Schlaufen-Antenne bewege, desto lauter der Ton. Die rechte dagegen beeinflusst durch die horizontale Bewegung die Tonhöhe: „Je nachdem wie nahe ich meine Finger an die rechte Antenne bewege, desto höher der Ton“, erklärt die zweifache Familienmutter. Über einen angeschlossenen Verstärker mit

Lautsprecher wird der Ton hörbar. In der Ausgangsposition schweben die Fingerspitzen locker im Kreis der einen Antenne. „Wenn man das Handgelenk nach oben bewegt, erklingt der Ton.“

Cool bleiben, lautet dabei die Devise. „Still stehen und den Körperschwerpunkt finden ist wichtig, denn jede Nervosität ist zu hören.“ Die braunhaarige, schlanke Musikerin, die in Frankfurt Oboe studiert hat, ist sich sicher: „Das Charakteristische für das Spiel ist das Glissando“, denn das „Gerutsche“ zwischen den Oktaven geht mit dem Theremin besonders gut. Ein Vibrato verleiht dem Ganzen einen mysteriösen Touch.

„Von dem Instrument habe ich im Zusammenhang mit meinen multimedialen Projekten gehört, weil ich ja immer an der Verbindung von musikalischem Klang und sichtbarer Bewegung arbeite. Dass es ein Instrument geben sollte, das

meine Bewegungen hörbar macht, hat mich also interessiert, und ich habe ein Theremin gekauft.“ In den Filmkonzerten spiele sie aber vor allem Oboe und Altsaxophon. Das Theremin gibt dem Ganzen eine zusätzliche Klangfarbe. „Um einen bestimmten Ton zu treffen, und eine schöne musikalisch gestaltete Phrase spielen zu können, habe ich im Laufe der Jahre auch immer etwas geübt.“

In den Konzerten, die bisher fast ausschließlich in Kirchen und in Planetarien stattgefunden haben, wird vor allem improvisiert. Auftritte gab es in den letzten zehn Jahren unter anderem im Frankfurter Dom, im Dom zu Worms oder im Kloster Eberbach. Die Videos macht Kohnen selbst: „Mein Ziel ist es, das Poetische im Profanen zu finden und zu zeigen.“ So gibt es zum Beispiel Wasser in allen Spielarten, Licht, Schatten und Farben, Schattengestalten, interessante Räume, Kalei-

doskopien, Naturstimmungen, eine Sanduhr.

Für das neue Programm „sursumcorda“, in dem sie über Vivaldis Vier Jahreszeiten improvisiert, habe sie acht neue Filme gemacht, die jeweils etwa 6 bis 10 Minuten dauern, unter anderem mit Szenen aus Frankfurt und Berlin. „wobei ich besonders auf die bunten Farben geachtet habe, die im tristen Stadtbild an überraschenden Orten zu sehen sind“. Außerdem werde sie ein Versprechen einlösen: „Weil ich immer sage, dass es überall etwas Sehenswertes zu finden gibt, habe ich schon lange einen Film aus meiner Küche angekündigt. Der ist jetzt fertig, mit einem Gedicht dazu. Das mag etwas frauenspezifisch anmuten, aber als von der Musik lebende Künstlerin und Hausfrau und Mutter mit zwei Kindern fand ich die Idee naheliegend.“

Julia May
Albert-Einstein-Gymnasium, Frankenthal

Von Piraten verfolgt

Rolf Wild ist als Skipper schon weit herumgekommen

Segeln ist wie Schach auf dem Wasser“, sagt Rolf Wild, von seinen Segelkollegen „Rolo“ genannt. Bei einer Regatta müsse man die richtige Taktik finden, um zu gewinnen. Seit 1998 ist er Segellehrer in Aalen. Dort betreibt er gemeinsam mit Freundin Michaela Muick das Unternehmen „Tauchen und Segeln“, wobei sie für die Ausbildung von Tauchern zuständig ist. Neben dem Schulungszentrum gehört auch ein Geschäft dazu, in dem die entsprechende Ausrüstung erworben werden kann. Bei Wild können der Sportküstenschifferschein (SKS) und der Sportseeschifferschein (SSS) gemacht werden. Zwar gibt es auch den Sporthochseeschifferschein (SHS), jedoch besteht für diesen kaum Nachfrage, weil er eher in Küstenregionen oder Städten wie Hamburg, Berlin oder Kiel abgelegt wird. In Deutschland machen jährlich nur etwa 70 Personen den SHS.

Das erste Mal ist der 56-jährige Wild als Jugendlicher mit Freunden auf dem Bodensee und dem Ammersee gesegelt. Dieser Freundeskreis war es auch, der ihn auf diesen Sport gebracht hat und warum er letztendlich sein Hobby zum Beruf machte. Von Rostock aus ist er als Crewmitglied zum ersten Mal in See gestochen. Später fuhr er mit Freunden privat als Skipper unterschiedliche Segeltörns, darunter beispielsweise drei Wochen auf den Bahamas oder auch im Winter vier Wochen im Mittelmeer.

Seit 1998 ist der Segellehrer Profiskipper, zu dessen Aufgaben, neben der Führung und dem Beherrschen des Bootes, vor allem der richtige Umgang mit Menschen gehört. Denn nicht nur technische

Probleme oder das Wetter können bei einem Segeltörn Schwierigkeiten bereiten, die Harmonie der Crew muss stimmen. Ab und an muss der Skipper hier „Dampf aus dem Topf nehmen“. Die Vielfalt macht das Segeln für Wild so besonders. Man habe die Möglichkeit, an einer Regatta teilzunehmen oder sowohl sportlich als auch gemütlich zu segeln. Außerdem macht für Wild das Segeln allein, bei Nacht oder auch über einen längeren Zeitraum den besonderen Reiz dieses Sports aus.

Acht bis zehnmal im Jahr geht Wild für jeweils ein bis zwei Wochen auf Fahrt. Durch das Segeln hat er bereits zwischen vierzig und fünfzig Länder besucht. Zu seinen Lieblingsrevieren zählt Schottland, da es einerseits abwechslungsreich ist, andererseits durch die Wetterbedingungen, Ebbe und Flut sowie Strömungen besondere Herausforderungen entstehen.

Neben Taktik und Geschwindigkeit sind bei Regatten perfekte Manöver gefragt. „Ein funktionierendes Team zu bilden, schweißt zusammen“, sagt der Skipper. „Mit einer guten Crew ist eine Regatta Genuss pur.“ Man gewinne oder verliere gemeinsam im Team. Deshalb sei es wichtig, bei einer Niederlage Größe zu zeigen und den Erfolg dem Gegner zu gönnen. Wild selbst hat bereits an unzähligen Regatten teilgenommen, unter anderem auf verschiedenen bayrischen Seen, dem Bodensee oder im Mittelmeer. Auch im Business-Cup ist er bereits mitgefahren. Für die Zukunft sei die Teilnahme am sogenannten „Fasnet-Race“ geplant.

Wild hat auf dem Atlantik schon Erfahrungen mit Piraten machen müssen. Bei einer Rücküberquerung wurden er und seine Crew von



Segler vor Mallorcas berühmter Bucht von Sa Calobra am Ausgang des Torrent de Pareis

Foto privat

einem kleinen Frachter verfolgt, auf Funkanrufe wurde nicht reagiert. Auch nach einer extremen Kursänderung ließ der Frachter nicht ab und verfolgte das Segelboot weiterhin mit geringem Abstand. Die Piraten warteten offenbar auf die Dunkelheit, um es gefahrenlos kapern zu können. Hilfe kam auf Funkruf erst Stunden später, woraufhin der Frachter aber sofort abdrehte. Bei einem Überfall wäre die Crew hilflos gewesen, auch ein Entkommen wäre mit dem Segelboot nicht möglich gewesen.

Einmal hat Rolf Wild den Atlantik überquert, um ein Schiff zu überführen. Dafür brauchte er von West nach Ost etwa 20 Tage. Über-

führt hat Wild über das Mittelmeer in die Bretagne und von Afrika in die Türkei. Dort musste der Skipper sogar einen Notruf auslösen, da eine Welle das Boot auf eine Steilküste zugetrieben hatte, es kam keine Hilfe. Anschließend versuchte er es mit Handzeichen und Seenotsignalen. Zu letzteren gehören Signalraketen oder Schallzeichen, womit man auf sich aufmerksam macht.

Vor 25 bis 30 Jahren waren plötzliche Wetterveränderungen ein Problem, inzwischen sind die Vorhersagen genauer. Es kam vor, dass bei einer Überführung über den Ärmelkanal kein Wind vorhergesagt war und man daher den Tank vollgefüllt hatte. Trotz der Vorhersage war der

Wind doch recht stark und die Tankfüllung überflüssig.

Im Theorie- und Praxisunterricht geht es um Fahrregeln, Wetterkunde, Gezeiten, Navigation auf See und rechtliche Fragen. Je nachdem, um welchen Segelschein es sich handelt, findet die Praxisprüfung auf dem Ammersee oder auch auf Mallorca statt. Dabei verbringen die Anwärter die vorhergehende Woche vor Ort, um zu üben.

Rolf Wild bildet jährlich etwa 80 Schüler aus, insgesamt dürften es bereits rund 1500 gewesen sein. Nur drei Personen hätten den SKS bisher nicht bekommen.

Danielle Griswold
Rosenstein-Gymnasium, Heubach

Aus der Eifel auf die Dächer der Welt

Unter dem Mayener Eifelmuseum wurde früher Schiefer abgebaut

Mit einem ohrenbetäubenden Klingeln ertönt die Signalglocke am Förderkorb und halbt durch die nassen, kalten Sprengtunnel. „Einmal an der Glocke ziehen bedeutet ‚Halt!‘, und der Förderkorb bleibt stehen“, erklärt Karl-Heinz Heilmann, der seit einigen Jahren als Touristenführer im Mayener Eifelmuseum und dem darunter gelegenen Schieferbergwerk tätig ist. Dieses wurde eigens zu Besichtigungszwecken von der Firma Rathschek, Deutschlands größtem Schieferproduzenten, angelegt. Der Kies am Boden knirscht bei jedem Schritt. Kühle Luft zieht einem um die Fußknöchel. Netze hängen an der unebenen Decke und verhindern, dass gelöste Gesteinsbrocken in die Gänge stürzen. Von irgendwoher dringt die Stimme eines Sprechers in einem Video, und ein unstetes Tropfen ist zu vernehmen, als wäre ein Wasserhahn undicht. Das Grundwasser sickert durch den Schiefer und sammelt sich in den Bergtunneln.

„In der Eifel entstand der Schiefer vor etwa vierhundert Millionen Jahren, als Schlamm und Wasser unter hohem Druck durch die Kontinentalverschiebung zusammengepresst wurden und sich dann aufeinander schichteten“, erzählt Heilmann. In seiner knallroten Fleecejacke und mit seinem weißen Bergarbeiterhelm ist er in den dunklen Gängen unübersehbar. Die Schächte werden angelegt auf einzelnen „Sohlen“, also den verschiedenen Erdschichten, in denen sich der Schiefer be-

findet. Eine spinnenartige Maschine mit einem Arm, an dem eine Diamantsäge befestigt ist, schneidet das Material zu Blöcken in der Wand zurecht. Der Sprengmeister bereitet dann Sprenglöcher vor, um die großen Blöcke aus der Wand zu brechen. „Geht das Material dabei nicht kaputt?“, fragt eine Touristin. „Oh ja“, erklärt Heilmann, „nur etwa zehn Prozent des Schiefers haben eine genügend hohe Qualität zur Weiterverarbeitung. Bruchige, kaputte Schieferblöcke bleiben einfach liegen.“ Von den geeigneten Blöcken wird eine Kernprobe entnommen und zur Qualitätsprüfung ins Labor geschickt. Bei guter Qualität kann der zwischengelagerte Block weiter bearbeitet werden. Zunächst wird das Material mit Hammer und Meißel in etwa fünf Millimeter dicke Platten gespalten und vom „Zurichter“ auf die richtige Größe entweder halbrund oder eckig geformt. Nun steht eine erneute Prüfung der Schieferplatte an.

Zunächst wird das Material auf den Klang überprüft. Dabei wird leicht gegen die Platte geklopft und auf das dabei entstehende Geräusch geachtet. Heilmann erläutert: „Wenn der Schiefer scheppert, dann ist das ein Zeichen für einen schlechten Zustand.“ Als zweites wird der Schiefer auf sein Aussehen getestet. Um als „gut“ eingestuft zu werden, muss die Platte einen gewissen Glanz besitzen. Als dritte und letzte Qualitätsprüfung steht die Ritzprobe. Dabei wird der Schiefer eingeritzt. Bröckelt die Platte, ist sie nicht

zu gebrauchen. Zuletzt werden drei Löcher in die Platte gebohrt, durch die später die Nägel gehauen werden. Dann landet der „Moselschiefer“ als fertiges Produkt nicht nur auf den Mayener Dächern, sondern wird in die ganze Welt exportiert.

Nicht nur ein Simulator, der mithilfe einer hydraulisch bewegten Lore eine Fahrt durch ein Schieferbergwerk simuliert, sondern auch der „Müllers Jupp“ ist ein Highlight der Führung. Die roboterartige Puppe steht in verschmutzten Klamotten und erzählt inmitten von Schieferbrocken vom Alltagsleben der Bergarbeiter im Jahr 1927. Die Menschen unter der Erde sahen so gut wie nie die Sonne, da sie frühmorgens zum Dienst erscheinen mussten und erst spät abends die Schächte verließen. Wie das Sonnenlicht fehlte auch frische Luft. Durch das viele Grundwasser und die schlechte Belüftung war die Luft stickig und durch die Sprengungen im Schiefer auch noch staubig. Diese Umstände schadeten den Bergarbeitern massiv. Nach der Erzählung des „Müllers Jupp“ zeigt Heilmann das Röntgenbild einer Lunge eines Bergarbeiters. „In etwa genauso sieht eine Raucherlunge aus“, erläutert er. „Heute passiert das natürlich nicht mehr durch den Einsatz von Maschinen in den jeweiligen Berufen.“ Denn in Mayen und Umgebung wird immer noch Schiefer abgebaut, aber nicht im Museumsbergwerk, sondern im nahen Katzenberg.

Nora Kohlbecher
Megina-Gymnasium, Mayen

Erschütternde Erfahrung

Vor zwei Jahren bebte in Ecuador die Erde

Es starb ein Mann an einem Herzinfarkt, und ein sehr altes Gebäude stürzte ein. Einige Menschen wurden verletzt“, berichtet die Nordwestmecklenburgerin Emilie Müller, die im Rahmen eines Schüleraustausches zehn Monate in der ecuadorianischen Küstenstadt Machala verbrachte. Daher erlebte sie am Abend des 16. April 2016 das folgenschwerste Erdbeben seit 40 Jahren. Obwohl das Epizentrum ungefähr 300 Kilometer nördlich der im Süden gelegenen 240 000-Einwohner-Stadt lag, waren die Schäden groß.

Als es anfang zu beben, sei ein Großteil der Bewohner in Emilies Viertel in den naheliegenden Park geflüchtet, so auch die Siebzehnjährige und ihre Gastfamilie. „Natürlich hatte ich Angst. Als ich realisierte, was sich abspielte, sind Tränen geflossen. Als bekannt wurde, dass die Zahl der Toten in Mantá und Portoviejo stiegen, hatte ich große Sorge um meine Freunde, weil ich anfangs nicht wusste, ob es ihnen gutging“, erzählt die Schülerin, die ihren Austausch fortsetzte. Sie sei geblieben, weil ihre Gastfamilie sie getröstet und sich gut um sie gekümmert habe.

Um dem Land und dessen Bewohnern etwas für die tolle Zeit, die sie bis dahin erlebt hatte, zurückzugeben, engagierte sie sich ehrenamtlich im Namen der Organisation Rotary. Anfangs arbeitete sie, gemeinsam mit anderen Austauschschülern, an Sammelstationen und nahm Spenden wie Wasser, Lebens-

mittel, Kleidung und Matratzen entgegen und half beim Beladen der Lastwagen. Schuhe und Kleidung nach Größen zu ordnen, Medizin zu verpacken und sogenannte „Starterpacks“, die aus Reis, Mehl, Zucker und Salz bestanden, zusammenzustellen, gehörte einen Monat lang zum Alltag der 17-Jährigen.

Als Abschluss ihrer Freiwilligenarbeit schlossen sich mehrere Austauschschüler zusammen, um mehrsprachige Spendenvideos für Rotary zu drehen. Diese wurden auf YouTube hochgeladen und auf Facebook verbreitet. In einem der Clips hat Emilie den deutschen Teil übernommen. Insgesamt seien auf diesem Weg mehrere Tausend Euro eingenommen worden. Das Geld sei in Stromgeneratoren und den Wiederaufbau von Gebäuden investiert worden, sagt die Austauschschülerin.

Das Erdbeben habe die Menschen verändert, meint Emilie, sie seien jetzt noch hilfsbereiter als vorher. Trotz des immensen Schadens, den die Naturkatastrophe nach sich zog, wäre die fröhliche, positive Einstellung der Ecuadorianer verstärkt worden. „Mit vielen meiner Freunde dort habe ich in der Zeit danach mehr unternommen. Ich habe festgestellt, wie schnell Leben enden können“, sagt die Schülerin. Besonders beeindruckt habe sie während dieser Zeit die gegenseitige Unterstützung – egal ob arm oder reich und von welcher Hautfarbe.

Charlotte Scheibler
Christophorusgymnasium, Rostock

Je kürzer, desto saurer

Eine Kaffeerösterei in Rostock setzt seit 13 Jahren ganz auf Handwerk / Vor fünf Jahren wurde ein zweiter Standort eröffnet

Wie in einer Waschmaschine werden die rohen Kaffeebohnen in dem rot glänzenden italienischen Trommelröster herumgewirbelt. Der Geruch, der sich durch den Röstvorgang im Lager und Verkaufsraum der Rostocker Kaffeerösterei „ronja espresso“ ausbreitet, passt hervorragend zu den erdigroten Wänden, an denen alte Säcke mit fremdsprachigem Aufdruck hängen. Auf den roten Polstermöbeln sitzen zwei junge Leute. Die Vorhänge im typischen DDR-Muster mit senfgelben, kreisähnlichen Formen auf braunem Hintergrund bewegen sich jedes Mal, wenn Kunden durch die Türe hereinkommen. Auf dem Gläserstapel für Latte Macchiato thront eine zerzauste Barbie.

Jan Kleinschmidt, in Jeanshemd und klassische Lederschnürschuhe gekleidet, ist von zwei elterlichen Gastbetrieben umgeben aufgewachsen. Nach einer landwirtschaftlichen Lehre fing der heute Fünfzigjährige in den 90er Jahren an, privat Espresso zu brühen. Dabei stellte er je nach verwendeter Bohne wesentliche Unterschiede in Geschmack und Aroma des Kaffees fest. Durch das Rösten mittels einer winzigen Maschine innerhalb der eigenen vier Wände bekam er eine neue berufliche Perspektive. 2003 öffnete „ronja espresso“ seine Ladentür in der Margaretenstraße im Herzen der von Studenten- und Künstlerkreisen geprägten Kröpeliner-Tor-Vorstadt. Vor fünf Jahren wurde ein zweiter Standort am belebt-beliebten Döberaner Platz eröffnet, der besonders Mütter mit Säuglingen in Tragetüchern telefonierende Mittzwanziger in Mütze und Hornbrille anzieht.

Die rohen Kaffeebohnen, die laut dem Röster „einfach nach Heu und Landwirtschaft“ riechen, variieren



Schätzt sanfte Hitzekurven: Jan Kleinschmidt bei der wöchentlichen Röstung.

Foto Tom Kleinschmidt

in der Farbe von weiß zu grünlich, je nach Anbaugebiet. Einmal in der Woche röstet Kleinschmidt ungefähr 20 bis 30 Kilogramm, darunter Arabica- und Robusta-Bohnen jeglicher Herkunft. In einem Sack sind etwa 60 bis 70 Kilogramm Kaffeebohnen enthalten – die Menge der wöchentlichen Röstung liegt somit im Gourmetbereich. Bei etwa 200 Grad Celsius werden die Bohnen bis zu 15 Minuten geröstet. Dabei entsteht die charakteristische braune Färbung, die nach Intensität und Länge des Vorgangs unterschiedlich ist: Je kürzer die Röstung, desto saurer schmeckt der Kaffee später. „Die Hitzekurve muss sich soft entwickeln“, sagt Kleinschmidt, der

auf einen langsamen, aber stetigen Temperaturanstieg setzt. „Was den Röstprozess angeht, hat jeder seine eigene Herangehensweise, genau wie jeder sein Fleisch anders brät. Die Bitternote des Kaffees ist neben der sich individuell entwickelnden Aromenvielfalt fast am wichtigsten. Vorrangig verwendet Kleinschmidt für seinen Espresso Arabica-Kaffee. Nach der Röstung werden die glühend heißen Bohnen bei Raumtemperatur gekühlt. Laut gesetzlicher Regelung fällt mit Beginn der Kühlung die Kaffeesteuer von 2,19 Euro je Kilo an, die zur Mehrwertsteuer addiert wird. Im Erzeugerland liegen die Preise für Rohkaffee bei etwa zwei bis drei Euro je Kilo

– weniger zu bezahlen, kommt für Kleinschmidt nicht in Frage. Der aufwendige, von Hand betriebene Anbau der Kaffeepflanzen könne mit einem Niedrigpreis nicht gerechtfertigt werden. Die frisch geernteten und handverlesenen Bohnen für „ronja espresso“ werden von einem Hamburger Importeur nach Rostock geliefert. „Das Steuerwirrwarr im Import ist riesig. Mein Respekt vor dem Beruf des Importeurs ebenfalls“, erklärt Kleinschmidt.

Für die verschiedenen Anbaugebiete lassen sich Kleinschmidt zufolge gewisse Geschmackstrends ausmachen: „Indonesische Kaffees haben beispielsweise sehr viel Körper und schmecken nicht so fruch-

tig.“ Eine kurze Zeit erweiterten sogar chinesische Bohnen das Sortiment, die aber von dem Großteil der Kunden aufgrund des speziellen Aromas abgelehnt wurden. Auf die Frage nach Fairtrade und ökologischem Anbau antwortet der Röster: „Wir entscheiden uns für den Rohkaffee aus bestimmten Anbaugebieten nicht nach Zertifikaten, sondern nach Geschmack. Für den Verkauf von biozertifiziertem Kaffee wären unter anderem Extrasiegel und ein Extralager vonnöten. Ich schließe es nicht aus, dass wir irgendwann auch Bio-Kaffee rösten und verkaufen, aber im Moment verzichten wir bewusst auf den möglichen Wettbewerbsvorteil.“

Während Kaffeeketten ihre Marktstellung mit immer extravaganter klingenden Getränken zu halten versuchen, verlangt die moderne Kaffeetrinkkultur nach lokal produzierter Handwerksware. „Das Schönste an meinem Beruf ist das Mischen. Es gibt mehr als 1000 verschiedene Röstaromen, die wie Farben in einem Tuschkasten miteinander kombiniert werden können. Der Kaffee schmeckt also nie gleich“, sagt Kleinschmidt. Neben den Röstaromen ist der Geschmack des Wassers von großer Bedeutung. Auch das macht Mischungen wie die beliebte „Queen of Sheba“ von „ronja“ so besonders: Sie sind direkt auf das Rostocker Leitungswasser abgestimmt. Acht Jahre habe er dafür gebraucht, sagt Kleinschmidt lächelnd. Aber damit sei die sensorische Entwicklung für ihn noch lange nicht zu Ende. „Es gibt in meinem Beruf ständig Abwechslung, weil laufend neue Anbaugebiete wie Laos oder Südafrika hinzukommen.“

Luise Frein von Stein
CJD Christophorusgymnasium, Rostock

Den Kriminellen eine Stimme geben

Der Beruf des Sprachmittlers an deutschen Gerichten

Vor dem Landgericht Hamburg versammeln sich an einem sonnigen Mittwochnachmittag Anwälte, Justizbeamte, freigesprochene Angeklagte und Dolmetscher. Gut gelaunt wird die eine oder andere Zigarette geraucht und über die soeben stattgefundenen Verhandlungen diskutiert und gefrotzelt. Darunter befindet sich auch die kleine, zierliche, 60-jährige Edda Preidt-Zajonz, die als Dolmetscherin für die rumänische Sprache noch vor zehn Minuten übersetzte, wie ein wegen Vergewaltigung angeklagter Mann begründete, dass man ihm seine Unschuld abnehmen solle.

„Meine einzige Aufgabe vor Gericht ist es, in die eine oder andere Sprache zu übersetzen, genauer gesagt, aus einer Ausgangssprache in eine Zielsprache“, sagt Preidt-Zajonz. Sie kam im Jahr 1984 aufgrund der damaligen politischen Lage nach Deutschland. Besondere offizielle Anforderungen für die Ausübung des Berufs des Dolmetschers gibt es nicht. Er ist gesetzlich nicht geschützt. Das heißt, dass er auch ohne eine spezielle Prüfung ausgeübt werden kann. Anders sehen die Voraussetzungen aus, um bei einem Landgericht zu dolmetschen: Gute Kenntnisse des deutschen Strafrechts werden vorausgesetzt und nicht selten ist auch psychologisches, allgemeinmedizinisches und juristisches Wissen vonnöten. Vor Gericht trenne sich schnell „die Spreu vom Weizen“, sagt die Über-

setzerin, die kurze, schwarze Haare trägt und in einem grauen, geschäftlichen Stil gekleidet ist. Als Sprachmittler wird man dort nicht fest eingestellt, erläutert sie, sondern es werden wie bei den Sachverständigen selbständige Übersetzer gesucht und eingesetzt.

Dadurch, dass es keine besonderen Zulassungsvoraussetzungen gibt, mischen sich auch immer wieder Laien unter die arrivierten Dolmetscher. „Unter meinen Kollegen kenne ich mindestens zwei, bei denen die Sprachkenntnisse eigentlich eine Katastrophe sind“, räumt die Sprachmittlerin ein. Das seien aber nur Ausnahmen. Das Risiko, etwas falsch zu übersetzen, sei besonders bei Anfängern recht hoch. Wenn man sich nicht in der Lage fühlt, als Sprachmittler tätig zu sein, sollte man sich das eingestehen“, rät Preidt-Zajonz. „Ich selbst lehne bei Wirtschaftsthemen jeden Auftrag sofort ab, da ich mir zu unsicher bin und weder das Vokabular noch den Inhalt kenne.“ Immerhin werde bei einer eklatanten Falschübersetzung eine Ordnungswidrigkeit begangen und es könne ein Verfahren eingeleitet werden. Dies hätte dann auch eine Sperre bei dem betreffenden Gericht zur Folge. Es solle vor einigen Jahren vorgekommen sein, berichtet Preidt-Zajonz, dass Dolmetscher absichtlich die Aussagen von Angeklagten geschönt hätten. Dies sei jedoch vor der inzwischen eingeführten Regelung zur freiwilligen

polizeilichen Überprüfung geschehen, da es sich in dem damaligen Fall herausgestellt hatte, dass ein Verwandter übersetzt hatte.

Auf die eigene Psyche zu achten, sei ein wesentlicher Aspekt dieses Berufs, betont Preidt-Zajonz. Tagtäglich die Worte von Dieben, Mördern und Vergewaltigern zu übersetzen und dabei die Mimik und Gestik zu übernehmen, aber auch gleichzeitig innerlich die Ruhe zu bewahren, sei eine Gewöhnungssache. „Die Kunst des Dolmetschers ist es, in jeder Hinsicht den nötigen Abstand zu bewahren und die Dinge nicht zu sehr an sich heranzulassen.“ Letztlich sei es nicht die Aufgabe der Dolmetscherin, etwas zu interpretieren oder zu beurteilen. Das bleibt allein dem Gericht überlassen.

Eine Beziehung zwischen dem Angeklagten und dem Dolmetscher, die über die berufliche Tätigkeit hinausgeht, darf es nicht geben. „Versuchen Sie das mal einer verzweifelten Person zu erklären, die nicht die amtliche Sprache beherrscht und die auf sie angewiesen ist“, seufzt Preidt-Zajonz. Das Verständnis der Angeklagten dafür fehlt manchmal, sodass es bis hin zu Beleidigungen gegen den Dolmetscher führen kann. Diese werden oftmals als Ansprechpartner angesehen und um weitergehende Hilfe, die aber nicht erbracht werden darf. Eine Empfehlung für einen Anwalt oder die zu erwartende Strafe sind typische Fragen. All dies sei dem Dol-

metscher untersagt zu besprechen. Diese Regeln herrschen aber nicht nur in der Beziehung zwischen dem Angeklagten und dem Sprachmittler. Auch unter den Kollegen wird offiziell nicht über die Fälle gesprochen. „Wir sind zur Verschwiegenheit verpflichtet; das schwören wir Tag für Tag vor Gericht“, bekräftigt Preidt-Zajonz.

Die Zukunft für die Sprachmittler ist ungewiss, da ihr Beruf stark von politischen und wirtschaftlichen Umständen abhängig ist. Zur Zeit des EU-Beitritts Rumäniens kamen mehr Rumänen nach Deutschland, wodurch Preidt-Zajonz gehäuft eingesetzt wurde. Zurzeit helfen ihr ihre Berufserfahrung und die jahrelange Tätigkeit beim Gericht, neue Aufträge zu erhalten, wodurch sie ihren Lebensunterhalt bestreiten kann. Für manche Kollegen könnte es dagegen schwierig werden, nur von dieser Tätigkeit zu leben, da die Gerichte meistens auf erprobte Dolmetscher zurückgreifen sollen, berichtet Edda Preidt-Zajonz. Gefahren für diesen Beruf birgt auch die Entwicklung verbesserter Sprachprogramme; die könnten irgendwann als Ersatz für menschliche Übersetzer genutzt werden. Die Dolmetscherin Preidt-Zajonz glaubt dennoch an eine sichere Zukunft ihres Berufs, denn „die Emotionen, welche gerade das Dolmetschen ausmachen, können nicht ersetzt werden“.

Radu Cozmita
Friedrich-Ebert-Gymnasium, Hamburg

Der Ausstieg war kein Schnitzer

Ein Spielzeugmacher erzählt

René Fink prüfte Waschpulver in Schichtarbeit. In der Freizeit kreierte der in Zürich aufgewachsene Schweizer Ziergegenstände aus Holz wie ein Bügel-eisen, Bilder, Kerzenständer und Gartenzwerge. Als kein Platz mehr war, um die Dinge in ihrem dreistöckigen Haus mit Garten in Wetzikon aufzustellen, ermunterte seine Frau ihn, Spielwaren aus Holz zu machen. Schon bald hatte er einen Stand am Weihnachtsmarkt im benachbarten Robenhausen. „Wir sind fast nicht nachgekommen mit dem Einpacken, so groß war die Nachfrage“, erinnert er sich. Mit der Zeit hatte er Stände an Wochenmärkten, und die Nachfrage stieg. Um die Weihnachtszeit war immer besonders viel zu tun. Manchmal wurde das letzte Puppenhaus erst am 24. Dezember ausgeliefert.

1990 kündigte er und machte sein Hobby zum Beruf. Ein kleiner Schuppen vor dem Haus diente als Werkstatt, später mietete er einen Lagerraum fürs Holz. Nur europäische Hölzer habe er verwendet, sagt der 71-Jährige stolz. Zur Inspiration schaute er sich in Läden Spielsachen an, habe aber nie kopiert. Er machte immer eine Skizze, dann einen Bauplan und einen Prototyp. Am Ende waren es zwei Ordner voller Pläne.

Katja Locher
Kantonschule Zürcher Oberland, Wetzikon

Wo Hauen und Stechen auf dem Lehrplan stehen

In der Trierer Gladiatorenschule kann man lernen, wie ein römischer Gladiator zu kämpfen

Die Römerzeit gehört schon lange der Vergangenheit an, doch jeden Sommer erwacht sie im historischen Amphitheater in Trier erneut zum Leben. Jan Krüger betreibt in Trier eine Gladiatorenschule, die einzige in Rheinland Pfalz. Mit dieser hat er seinen Traum verwirklicht, die alten Gladiatorentraditionen im Rahmen der experimentellen Archäologie wieder zu erwecken. Er hat das einzigartige Privileg, in einer der letzten noch intakten römischen Amphitheater zu trainieren. Wenn Jan Krüger seine Prunkrüstung anlegt, den Helm über den Kopf zieht und das Amphitheater betritt, blüht er in seiner Rolle als heldenhafter und furchteinflößender Gladiator auf. Außerhalb der Arena ist Jan Krüger ein ganz normaler Alltagsmensch.

Auf den ersten Blick würde man nicht erkennen, dass er einen derartigen Leistungssport betreibt, da er eher den Eindruck eines diplomatischen Geschäftsmanns vermittelt. Er hat eine mittelgroße Statur mit athletischem Erscheinungsbild, zeigt sich in Ausdrucksweise und Körpersprache eher ruhig und überlegt. Der 40-jährige, aus Brandenburg an der Havel stammende Gladiatorenlehrer absolvierte zuerst eine Ausbildung zum Hotelfachmann in der Eifel.

In dieser Zeit lernte er auch seine Ehefrau kennen. Sie bewegte und motivierte ihn zur Schauspielerei. Krüger beschreibt es als mehr oder weniger großen Zufall, weil er als Schauspieler gearbeitet hat und über den Beruf des Schauspielers im Zusammenhang mit „Brot und Spiele“, einer bekannten Veranstaltung in Trier, mit Gladiatoren aus Italien zusammenkam und so die Idee zur Gladiatorenschule geboren wurde. „Mensch“, habe er gedacht, „nimm das doch, deine Gegebenheiten, deine Sportlichkeit, nimm Trier, nimm das Amphitheater und pack das zusammen und bau eine Gladiatorenschule auf.“

Hinzu kamen sein großes Interesse, seine Freude an sportlichen Aktivitäten und die Faszination am Themenfeld Gladiator und Antike. Jan Krüger ging aufs Ganze und beschloss die Schule nicht als Hobby, sondern hauptberuflich zu betreiben. So bietet er professionelle



Seminare, Workshops und Kämpfe für Veranstaltungen an.

Doch der Weg dahin war anspruchsvoll und beinhaltete viele Hürden, zum Beispiel den Umgang der Behörden mit einer Gladiatorenschule als gewerbliche Firma. Bei der Meldung fragte der Finanzbeamte: „Was machen Sie?“ Ferner musste Krüger ein hohes privates Risiko eingehen, als er ein Darlehen aufnahm, um sein Projekt zu finanzieren. „Das waren schon sehr hohe finanzielle Hürden und sehr schwere Zeiten,



Pugnate: In der Arena kämpft man mit Latein. Fotos Gladiatorenschule Trier

die ich auch nur dank der Familie geschafft habe“. Zudem muss er Vermarktungsstrategien entwerfen und umsetzen.

Die große Chance für den Durchbruch ergab sich durch einen Zeitungsartikel der DPA, der großes Interesse in den Medien für dieses Projekt weckte. Da Trier über viele römische Gebäude und Artefakte verfügt, ist das Projekt eine ideale



ren Kampfnamen dem Publikum vor. Der Schiedsrichter ist in der Regel ebenfalls ein Mitglied der Gladiatorenschule und als Gladiator ausgebildet. Das besondere am Gladiatorenkampf ist, dass die Gattungen der Kämpfer immer aufeinander abgestimmt sind. Dabei haben jede Bewaffnung und Kampfweise spezifische Vor- und Nachteile. Die bekannteste Kampfart sind der Retiarius oder Netzkämpfer und der Secutor oder Verfolger. Dieser trägt ein Scutum, das ist ein großer, gebo-

gener Schild, eine Beinschiene, einen gepanzerten Waffenarm, ein Kurzschwert, und einen massiven Helm, der allerdings nur wenig Atemluft durch die Augenlöcher in das Helm-Innere lässt. Zudem ist das Blickfeld stark begrenzt. Jan Krüger kämpft als Retiarius gegen ein Mitglied seiner Gladiatorenschule, das die Rolle des Secutors übernimmt. Als Retiarius hat Krüger nur einen gepanzerten Arm, einen Dreizack, einen Dolch und das berühmte Wurfnetz.

Die Kämpfer stellen sich in Kampfposition auf und der Schiedsrichter hält seinen Stab zwischen die beiden Kämpfer. Mit dem Ausruf „Pugnate“ und dem Wegziehen des Stabs gibt er den Kampf frei. Der Retiarius muss schnell vor dem Secutor zurückweichen oder bei einer günstigen Kampfsituation nach vorne stürmen, um diesen entweder auf lange Distanz mit seinem Dreizack zu treffen oder ihn mit seinem Dolch im Nahkampf zu erstechen. Wird ein Kämpfer getroffen, muss er das durch Heben des

Waffenarms und ein angedeutetes Zubodengehen andeuten.

Der Schiedsrichter beobachtet den Kampf und beurteilt, wie schwer der Betroffene verletzt ist oder ob dieser überhaupt getroffen wurde. Er vergibt anhand seiner Beurteilung und der Geste des Gladiators die Punkte. Die meisten Kämpfe gehen bis zum Fünf-Punkte-Sieg. Krüger und sein Gegner müssen oft zwischen offensiven und defensiven Kampfstellungen wechseln. Dabei landet jeder vier schwere Treffer. Krüger setzt zum finalen Angriff an und schafft es, mit der Kante des Dreizacks, das Scutum des Gegners aufzuhacken und mit einem rasch folgenden Stoß die ungepanzerte Brust des Gegners zu treffen und zu triumphieren.

„Gladiatur, so wie wir sie praktizieren oder wie wir sie trainieren und auch weitergeben, ist vergleichbar mit einem Vollkontaktkampf im Kampfsport“, erklärt Krüger. „Man trainiert auf ganz klassische Weise den Körper, natürlich Techniken und Waffenführung, damit man mit den verschiedenen Materialien richtig umgehen kann und Verletzungen minimiert.“ Wichtig ist ihm: „Wir machen keine Choreographie, und wir bauen keine Abläufe oder so, es bleibt einfach ein freier Kampf.“

Wie bei jeder Kampfsportart besteht natürlich auch beim Gladiatorenkampf ein Verletzungsrisiko. Typisch sind, tiefere Stiche in Extremitäten, zwischen den Rippen, Prellungen und Platzwunden. Obgleich diese zum Glück selten vorkommen, sagt Krüger: „Aber wir kalkulieren die Verletzungen mit ein, denn wer nicht verletzt wird, hat keine Angst vor einer Waffe. Auch wenn die meisten ungeschliffen sind, sollten sie mit Respekt behandelt werden.“

Wer an dem Kampfsport Interesse hat, sollte im besten Fall Erfahrungen aus anderen Kampfsportarten mitbringen. „Auch wenn das jetzt komisch klingt, in meinen Seminaren lernt man, dass Gewalt nichts Schönes ist. Wer einmal bei uns war, wird sicherlich nicht sagen: Gladiator sein ist ein Traumberuf.“

Alex Litzemburger, Niklas Eppers
BBS EHS Trier

Da half nur noch beten

300 Fußballfans verwandelten die Michaelskirche im nordwestlich von Bremen gelegenen Neuenkirchen in eine Fankulisse

Man stelle sich vor: Mitten in der Innenstadt Bremens trifft man auf Jesus im Werdertrikot. Wenn man jedoch genauer hinsieht, erkennt man, dass es sich dabei nicht um Jesus handelt, sondern um einen leidenschaftlichen Musiker, der aufgrund seiner längeren, lockigen, blonden Haare und seines Barts doch Ähnlichkeiten mit ihm aufweist. Wenn Hauke Scholten durch Bremen läuft, trifft er manchmal auf Menschen, die ihn nicht nur wegen seines Aussehens wiedererkennen und ansprechen: „Sag mal, habt ihr nicht diese tolle Aktion gemacht? Wer weiß, wenn ihr nicht gewesen wärt!“

Gemeinsam mit dem Verein „Musica Sacra“ und in Kooperation mit Werder Bremens Fanbetreuung „Werder bewegt“ hatte der 46-jährige Bezirkskantor die Idee, eine Neuenkirchener „Wonderwall“-Version zur Unterstützung des Fußballbundesligavereins im Abstiegskampf der Saison 2015/2016 aufzunehmen. Diese wurde in einem Konzert und

einem Videodreh realisiert und traf dabei auf so große Resonanz, dass 70 Kinder und Jugendliche allesamt ins Weserstadion eingeladen wurden. Zwar wurde das Spiel an diesem Tag verloren, jedoch brauchte Werder mitten im Abstiegskampf die Unterstützung der Fans. Was aus der darauffolgenden „Wonderwall“-Aktion folgte, waren jedoch nicht nur durchweg positive Zusprüche anderer Gemeinden und Pastoren, sondern auch zahlreiche Fernsehberichterstattungen.

Die Idee, eine deutsche Version des bereits 1995 entstandenen Songs „Wonderwall“ von Oasis aufzunehmen, wurde bei einem zuvor stattgefundenen Freundschaftsspiel Werders in England geboren. Die extra angereisten Fans aus Deutschland sangen von der ersten bis zur letzten Minute für ihren Verein. „Das ging total durch die englische Presse, weil das irgendwie völlig neu war, dass deutsche Fans das tun und dann auch noch dieses Lied.“ Innerhalb von nur zwei Wochen wurde

nicht nur der Text umgeschrieben, sondern ein kompletter Videodreh organisiert.

Dabei hatte selbst der erfahrene und studierte Musiker Hauke Scholten seine Schwierigkeiten, einen einprägsamen und ausdrucksstarken Text für einen Fangesang zu entwickeln. Trotz seiner jahrelangen Erfahrung und der Durchführung vieler Projekte, in deren Rahmen er teilweise durch die gesamte Bundesrepublik reist und mit allen Generationen zusammenarbeitet, sind Zeilen des Refrains wie „Wir sind Werder. Wir kämpfen lebenslang für Werder!“ nicht besonders einfach auszudenken, da die Melodie ja schon vorgegeben war.

Der Drehort der Aktion: die Michaelskirche in Neuenkirchen bei Schwanewede. So sangen Menschen in der Kirche, die dies sonst niemals tun würden. Sichtlich mitgerissen hatten viele eingefleischte Werderfans die eine oder andere Träne im Auge, und auch Hauke Scholten war davon überzeugt, dass Aktio-

nen wie diese die Kirche in einem anderen Licht erscheinen lassen. Zu derartigen Aktionen gehört auch die von Carl Jenkins komponierte und von Hauke Scholten aufgeführte Friedensmesse „The Armed Man“ als Zeichen des Friedens zwischen den Religionen. Das Besondere hierbei war, dass ein Muezzin, also ein Iman, während dieser Messe auf der Kanzel stand. „Das war eine ganz spannende Aktion und das Bewegende für alle“, erzählt Hauke Scholten rückblickend mit großen Augen. Aktionen wie diese seien neben der natürlichen und ehrlichen Arbeit mit Kindern das Wunderbarste an seinem Beruf.

Bereits innerhalb eines Tages wurde das neu entstandene Video von fast 500 000 Menschen gesehen und letztendlich beim Abstiegsduell der Mannschaft auf die Leinwand projiziert. Die darin friedlich miteinander singenden Fans und die Energie, die in der grün-weiß geschmückten Kirche zu spüren war, ließen Kritiker verstummen und

auch einem verplanten Jack Sparrow, wie sich der in der Grafschaft Bentheim aufgewachsene Leiter von mittlerweile insgesamt sieben Chören selbst nennt, das Herz aufgehen. „Wir haben einen Raum, der für das Singen geschaffen ist, mit positiver Sangesenergie gefüllt und das eben in diesem Fall mit einem Fangesang.“

Mit dem großen Erfolg des Videos hätte jedoch selbst der durch ein Praktikum nach Neuenkirchen gekommene Musiker und Komponist nicht gerechnet. „Irgendwann war die ganze Stadt auf den Beinen“, erzählt er enthusiastisch. Andere Fanaktionen folgten, und eine weitere Kooperation der Chöre mit der Fanbetreuung des Fußballvereins sei nicht auszuschließen. Und wer weiß, ob der SV Werder Bremen ohne den Glauben der Fans und deren Engagement für ihren Verein heute noch in der Ersten Fußballbundesliga wäre.

Ramona Fried
KGS Waldschule, Schwanewede

Die Frau an seiner Seite

Mathilde Heine – das große „M“ in Heines Leben: Versuch eines Porträts der französischen Frau des deutschen Dichters

Frau Heine“ heißt es lapidar auf dem Grabstein in Paris – kein Geburts- und Sterbejahr, nicht einmal der Tauf- und Familienname von Augustine Crescence Mirat, der französischen Frau, die von 1834 bis 1856 an Heines Seite lebte. Heine nannte sie kurzerhand Mathilde und stellte sie, wie der Dichter Peter Rühmkorf aufmerksam beobachtete, auf eine Stufe mit anderen, für ihn sehr wichtigen Frauen, seiner „Mama, Molly (Heines erste Liebe), Mouche (die Vorleserin an Heines Krankenbett)“, deren Initialen alle durchwegs ein M aufwiesen.

Wer war diese Mathilde, deren Identität noch auf dem Grabstein zur Hälfte kaschiert wird? Geboren am 15. März 1815 als einfaches Bauernmädchen in einem Dorf etwa 50 Kilometer von Paris entfernt, scheint sich die Landpomeranze nicht gegen diese Bevormundung seitens ihres Lebensgefährten, Beschützers und späteren Mannes gewehrt zu haben. Im Gegensatz zu Heine, von dem viele Zeugnisse der Wertschätzung, aber auch der Missbilligung über Mathilde vorliegen, ist der Nachwelt Mathildes Perspektive und was sie über ihren berühmten deutschen Mann dachte, kaum überliefert. Als schiere Alphabetin, in jedem Fall gab es ein enormes Standes- und Bildungsgefälle zwischen den beiden ungleichen Partnern, vermochten weder sie selbst noch ihre Mutter und ihre französischen Freundinnen an einem positiven Bild von Mathilde zu stricken.

Als blutjunges, naives und leichtsinniges Geschöpf hat Heine die 18-Jährige 1834 buchstäblich auf der Straße aufgelesen. Nicht selten schlenderte der damals schon bekannte Dichter und Lebemann durch die Panorama-Passage, eine überdachte Einkaufspassage auf dem linken Seine-Ufer, wo es nicht schwer war, hübsche, herausgeputzte junge Französinnen anzutreffen. Mathilde, die von ihrer Mutter zwei oder drei Jahre zuvor in die schillernde Seine-Metropole geschickt worden war, arbeitete dort im Schuhgeschäft ihrer Tante als Verkäuferin. Zeitgenossen sowie Heines Pariser Bekannte und

Freunde beschreiben die 18 Jahre jüngere Freundin Heines meistens als hübsch, als Landpomeranze und Naturkind, das nicht erwachsen werden wollte, aber doch auch die Zähigkeit besaß, sich um sich selbst zu kümmern. Ihr großes Steckpferd blieben zeitlebens Tiere, vor allem Hunde und Vögel. Eine besondere Passion hatte sie für Singvögel, Papageien und Wellensittiche – auf Französisch la perruche –, die praktisch Familienmitglieder waren. Heine tolerierte viele Ticks und Schrullen seiner Frau und war auch geneigt, Mathildes Freundin Pauline nebst ihren Haustieren als Hausgenossen zu akzeptieren. In einem Brief an Leopold Wertheim, seinen Arzt, schreibt Heine 1848, dass er vorübergehend in einer Heilanstalt in der Rue Broca untergebracht sei. Die „ganze Familie (meine Frau, Pauline und die Perüsche)“ sei ihm gefolgt.

Zeigte sich Heine in den ersten Pariser Jahren gerne mit seiner attraktiven Freundin, waren schon teilweise die 1840er Jahre und erst recht die bekannten Schicksalsjahre in der Matratzengruft (1848-1856), in denen der Dichter wegen Lähmungen und eines starken Nervenleidens schwer bettlägrig war, durch soziale Zurückgezogenheit gekennzeichnet. Mathilde verstand sich nicht gut mit den vielen intellektuellen Bekannten und Freunden ihres Mannes, sie soll nur für wenige Sympathie empfunden haben und scheint zudem wenig Sinn für Heines Verse gehabt zu haben.

Versuche, die Widerspenstige zu domestizieren, ihr Geist, Seele und die „deutsche Sprache“ einzuhauchen, waren nicht von Erfolg gekrönt wie die Versuche des Bildhauers Pygmalion, der seiner selbstgefertigten Statue tatsächlich Leben einzuhauchen vermochte, wie Ovid in den Metamorphosen schreibt. Heines Fürsorge für Mathilde war beachtlich. Sie ließ sich von ihm gerne schön einkleiden und hüllte sich in „Seide und Spitze“, wie Alfred Meissner berichtet, blieb aber in vielen anderen Dingen der ehelichen Lebensgemeinschaft kompromisslos und absolut resistent gegenüber Heines Erziehungsversuchen. Heine, so schreibt der Biograph Jan



Der Maler E.B. Kietz deutet tiefgreifende geistige Differenz der beiden ins Gegenteil um.¶



Treu bis in den Tod: Heines Frau blieb es trotz allem.

Collage Fanny Dechant

Hauschild, habe nicht wenig getan, um die Bildungsunterschiede abzumildern. Im Februar 1839 schickte er Mathilde in die Mädchenpension der Madame Dort in Chaillot, einem Dorf am westlichen Stadtrand. Dort sollte die bei ihrem Eintritt 24-Jährige „Grundzüge einer allgemeinen und gesellschaftlichen Bildung und wohl auch der Hauswirtschaft und der Haushaltsführung“ erwerben. Das Experiment Heines blieb erfolglos. Offensichtlich war es ihr einfach nicht möglich, ihrem Mann seine Großzügigkeit auf diese Weise zu vergelten. Und so war die Ehe, die sie im Jahr 1841 eingegangen waren, für beide nicht frei von Ambivalenzen.

Da Mathilde in späteren Jahren stark unter ihrer Leibesfülle litt, war aus dem einstigen Wildfang eine zur Hysterie und Übellauligkeit neigende Matrone geworden, mit deren unkontrollierten Gefühlsausbrüchen auch Heine nicht ganz klar kam, wenngleich er in Briefen

an seine Mutter Betty immer noch von seinem „Engel“ spricht. Wofür er ihr vermutlich dankbar war, war ihre Treue und ihre stete Präsenz. Man vermutet, dass gerade aus dem Kontrast und der Spannung der beiden Persönlichkeiten die enorme Schaffenskraft Heines erwuchs. Und manchmal machte er es seinem „süßen, dicken Kind“, wie er sie zärtlich-ironisch in einem Gedicht nennt, nicht leicht, ihren Part zu spielen und zu ertragen. Vielleicht nicht nur aus Gründen der Eitelkeit, sondern auch um Mathildes Mangel an Esprit zu kompensieren, suchte Heine bisweilen die Bekanntschaft und Freundschaft zu anderen Frauen, wie zu der intellektuellen George Sand oder zu der eleganten, verheirateten Principessa Cristina Trivulzio Belgiojoso, einer Italienerin – fraglos Verletzungen für die kleine Mathilde, die doch die wichtigste Frau im Leben Heines bleibt.

Fanny Dechant
St. Marien-Gymnasium, Regensburg

Benebelt

Cannabis als Alltagsdroge

Für viele ist es eine Ablenkung, um persönliche Probleme zu verdrängen, für andere nur ein Kick, um einen anderen Geisteszustand zu erlangen. Der Konsum von Cannabis hat in den vergangenen Jahren vor allem bei Jugendlichen stark zugenommen. Laut der Internetseite drogenbeauftragte.de hat jeder 13. Jugendliche zwischen 12 und 17 Jahren bereits einmal Cannabis konsumiert.

„Durch Cannabis kann ich abschalten, sehe alles lustiger und bin gleichzeitig viel entspannter“, sagt Sven Flick (Name geändert). Der 18-jährige Wiesbadener hat letztes Jahr das Abitur bestanden und ist nun auf der Suche nach einer Ausbildung. Wie bei den meisten Jugendlichen ist es der Gruppenzwang oder die Neugier, die ihn veranlasst hat, Drogen auszuprobieren. Der Kick lässt bei häufigem Konsumieren allerdings nach, und das lässt Jugendliche dann auf härtere Drogen zurückgreifen wie Kokain. Laut Sven Flick ist Cannabis keine Einstiegsdroge, da man sich noch unter Kontrolle habe im Gegensatz zum Alkoholrausch. Durch Alkohol würde es ihm am nächsten Tag deutlich schlechter gehen. Doch die Folgen von Cannabis sind verheerender, als Sven glaubt.

Mediziner betonen, dass Cannabis die Entwicklung in der Pubertät verzögert. Es schädige die Atemwege, und der Gehirnstoffwechsel werde durch den Konsum von Cannabis stark beeinträchtigt. Generell kann es auch zu Persönlichkeitsveränderungen, Gleichgültigkeit sowie zu Leistungs- und Konzentrationsschwächen führen. Dadurch kommt es zu negativen Auswirkungen im Privat- und Berufsleben. Auch Sven Flick hat gemerkt, dass seine Motivation für die Schule gesunken ist, seitdem er Cannabis konsumiert, aber starke negative Auswirkungen auf die Schule oder sein Privatleben habe der Konsum nicht.

Auf die Frage, ob er mit dem Konsum von Cannabis aufhören würde, antwortet er, dass er sich darüber noch keine Gedanken gemacht habe, aber auch zurzeit keinen Grund dafür sehe.

Mishale Rohrbacher
Friedrich-List-Schule, Wiesbaden

Wo man leicht an Geld kommt

Pfandleihhäuser bieten ihren Kunden einen kurzfristigen und unkomplizierten Kredit

Gib uns ein Pfand und Du bekommst Geld in die Hand“, mit diesem Spruch leitet die 38-jährige Janice Baade seit sechs Jahren das Pfandleihhaus „JJ Ostseepfandleih“ in Sievershagen am Stadtrand von Rostock. Dabei dachte die studierte Betriebswirtin und gelernte Bürokauffrau nie wirklich daran, ein Unternehmen zu leiten. Die Idee, ein Pfandleihhaus zu gründen, kam der jungen Mutter erst,

als sie eine Dokumentation über das größte deutsche Pfandkreditinstitut „Grüne's Leihhäuser“ im Fernsehen sah. „Ich war von der Geschäftsidee sofort begeistert und wollte genau so etwas in Rostock schaffen“, erzählt sie. Aus Faszination für den An- und Verkauf sowie aus dem Bedürfnis, Menschen zu helfen, die sich in finanziellen Schwierigkeiten befinden, entwickelte Janice Baade ein Konzept für ihr eigenes Pfand-

leihhaus. Zuerst war ihr Mann, der selbst seit mehr als 25 Jahren Unternehmer ist und drei Autohäuser führt, skeptisch, doch nach großer Überzeugungsarbeit, war er von der Idee begeistert.

Von der Idee bis zur Firmengründung dauerte es gut ein dreiviertel Jahr und forderte viel Willenskraft von der ehrgeizigen Unternehmensgründerin. Im November 2010 eröffnete Janice Baade schließlich die „JJ Ostseepfandleih“ und erfüllte sich damit den Traum vom eigenen Unternehmen. Das Besondere an dem Pfandleihhaus ist, dass es sich direkt in einem Autohaus befindet. Es gibt keine speziellen Counter, wie man es aus dem Fernsehen kennt, sondern nur einen normalen Schreibtisch, über den das Leihgeschäft vonstattengeht. Da sie noch keine Angestellten hat, betreut Baade die Kunden vom ersten Kontakt bis hin zum Abschluss eines Leihgeschäfts.

Pfandleihhäuser bieten ihren Kunden einen kurzfristigen Kredit

zu unkomplizierten Konditionen. In den letzten Jahren haben Pfandleihhäuser in Deutschland an Zuspruch und Zulauf gewonnen, das macht sich auch bei der „JJ Ostseepfandleih“ bemerkbar. So kommen jeden Tag neue und bekannte Gesichter in das Pfandleihhaus und erzählen dabei auch ab und zu ihre eigene kleine Lebensgeschichte. „Die Kunden kommen zu mir und reden über Gott und die Welt. Manchmal bringen sie mir auch Rezepte mit und dazu gleich das selbstgekochte Essen. Einem wird hier also nie langweilig“, erzählt sie mit einem Lachen.

Die Menschen kommen aus ganz unterschiedlichen Gründen ins Pfandleihhaus, zum Beispiel um private Wertsachen wie zum Beispiel das alte Auto oder ein Erbstück von der Großmutter zu verleihen. In der „JJ Ostseepfandleih“ werden diverse Pfandgegenstände wie Technik, Schmuck und Fahrzeuge bis hin zu antiken Kostbarkeiten angenommen. Dabei trägt das eine oder andere Leihstück der Kunden sogar eine

besondere Geschichte mit sich. Der Wert eines Pfandstücks wird von der Unternehmerin durch langjährige Erfahrung und Recherche ermittelt. Die Pfandsachen können von den Kunden in einem Zeitraum von ein bis drei Monaten wieder ausgelöst werden. Was passiert jedoch mit den Sachen, die nicht abgeholt werden? Diese Pfandstücke werden in einer öffentlichen Auktion versteigert. „Ich rufe die Kunden auch immer nochmal an, um sie daran zu erinnern, dass sie an die Auszahlung denken sollen.“

Janice Baade sagt, dass vor allem ihre Kunden die Firma zu dem gemacht haben, was sie für sie heute ist, „ein wichtiger Bestandteil in ihrem Leben“. Denn für sie ist das Pfandleihhaus auch eine Herzensangelegenheit. Daher möchte sie weiterhin mit viel Motivation ihr Pfandleihhaus ausbauen und sich in den nächsten vier Jahren eine eigene Verkaufsfläche zulegen.

Annika Kutschke
CJD Christophorusschule, Rostock

Impressum

Herausgeber:
IZOP-Institut zur Objektivierung
von Lern- und Prüfungsverfahren,
Heidchenberg 11, 52076 Aachen

Förderung des Projektes „Jugend und Wirtschaft“:

bankenverband

kleine zeitung

Redaktion:
Norbert Delhey (Jugend schreibt),
Titus Maria Horstschäfer (Jugend
und Wirtschaft)